

## 2 Entwicklung eines theoretischen Bezugsrahmens

Alle Beobachtungen sind ‚theorieimprägniert‘. Wäre keine Theorie vorhanden, flösse – in Anlehnung an Luhmann (1991b [1970], S. 255) – ein unendlich komplexer Strom unstrukturierten Handelns in die wissenschaftlichen Beobachtungsinstrumente. Gesucht wird daher ein grundlegender, theoretischer Bezugsrahmen, der diese Studie anleiten kann. Wie muss dieser geformt sein, um den Untersuchungszielen (Kapitel 1.1) und der wissenschaftstheoretischen Position (Kapitel 1.2) gerecht zu werden? Der Bezugsrahmen soll die thematischen Fragestellungen der Studie bearbeiten können, d.h. die empirische Beobachtung einer Praxis des Journalismus sowohl auf dem Skalierungsniveau der individuellen Akteure, der Organisation als auch der Gesellschaft insgesamt ermöglichen, inklusive des Zusammenspiels dieser nur analytisch differenzierten Ebenen. Er soll ferner die Integration theoretischer Bausteine geringerer Reichweite für die Konzeption gangbarer Forschung erlauben. Schließlich wird, wo möglich, eine kritische Analyse des betrachteten Gegenstandsbereichs angestrebt.

In diesem Kapitel werden zunächst vorliegende Journalismustheorien pragmatisch geordnet und kursorisch im Hinblick auf ihre Möglichkeiten wie Grenzen in der Bearbeitung der oben skizzierten Leistungsanforderungen befragt (Kapitel 2.1). Vor diesem Hintergrund sticht besonders die Strukturationstheorie von Anthony Giddens als praxistheoretischer Theorierahmen hervor. Da ich die Art und Weise, wie sie bislang in der Journalismusforschung ausgelegt wurde, vielerorts als verkürzt auffasse, besteht die Notwendigkeit, sie zunächst als allgemeine Sozialtheorie zu entfalten, ohne sie unmittelbar mit dem Gegenstand zu vermitteln (Kapitel 2.2). In Kapitel 2.3 wird der allgemeine Ansatz sodann in Beziehung gesetzt zu rezenten Theorien der Medien- und Kommunikationswissenschaften, sodass er im Untersuchungskontext anschlussfähig aktualisiert und operationalisiert werden kann. Dem schließt sich eine Zusammenfassung an, die die Anwendung des Bezugsrahmens auf den Journalismus vorbereitet (Kapitel 2.4).

### 2.1 Ausgangspunkt Journalismusforschung: Eine Durchsicht des Theoriebestandes

Im Zentrum der vorliegenden Untersuchung stehen der Journalismus und seine durch neugegründete Organisationen angetriebene Veränderungen unter den temporären Bedingungen digitaler Netzwerkmedien. Als Ausgangspunkt für den Entwurf eines theoretischen Bezugsrahmens soll daher seine Disziplin, die Journalismusforschung bzw. Journalistik, dienen. Ihr Theoriebestand ist so umfangreich, dass Knoche von einem „Theorien-Wettlauf“ (Knoche, 2014, S. 242) im Fach spricht. Wenn ein Forschungsfeld jedoch so rapide verändert wird wie das der Medien –

„... eine Veränderungsrate, die bislang typisch war für einen Zeitraum von zehn Jahren, erfolgte nun in einem Jahr“ (Sjurts, 2014, S. 5) –, können viele der Fragen, die in diesem Zuge neu auftauchen, mit herkömmlichen Theorien und Modellen nicht mehr hinreichend adressiert werden (vgl. Winter, 2006a, S. 22–23). Die moderne Journalismusforschung entstand zu einer Zeit, als ihre Gegenstände – Medienorganisationen, Redaktionen, einzelne Journalisten – alltagspraktisch recht festgeschrieben, homogen und abgrenzbar waren. Unter weitgehender Stabilität von gesellschaftlichen Ordnungs- und Organisationsformen wurden Beschreibung, Erklärung und ggf. Prognose von Varianz in journalistischen Aussagen zum primären Forschungsgegenstand, zu einer Art von „normal science“ im Sinne Kuhns (vgl. Kapitel 1.2). Andere Gegenstände, etwa auch die Entwicklung von Medien- und Organisationsformen, fristeten dagegen – zugespitzt gesagt – ein Nischendasein. Sie waren kein Baustein vorherrschender Wirklichkeitskonstruktionen jener Zeit und folglich auch kein Teil der gesellschaftlichen ‚Hintergrundfolie‘ der entsprechenden Theorieentwicklung. Dies ist möglicherweise ein Grund, warum auch keine konsistente Theorie des Journalismuswandels und seiner Dynamik entworfen wurde (vgl. Behmer, Blöbaum, Scholl & Stöber, 2005; Rühl, 2002 [1989]). Es zeigt sich: Sozialwissenschaftliche Ansätze sind ‚Kinder ihrer Zeit‘, die unter bestimmten zeithistorischen Erfahrungen entstehen, möglicherweise nur in einer jeweiligen Episode konzeptuell und terminologisch fruchten und später ideologisch aufgeladen gebraucht werden können (vgl. Krotz, 2011, S. 29).<sup>14</sup> Deshalb konstatiert auch Siegfried Weischenberg, diese Art von Forschung könne „ihren Zenit überschritten“ haben (zit. n. Eilders, Haller, Kepplinger, Rühl, Weischenberg, Löffelholz & Rothenberger, 2016, S. 62), und betont zugleich die Notwendigkeit von Theorieinnovationen, die er im Angesicht eines, wie er es ausdrückt, „liquide“ gewordenen institutionellen Kontexts des Journalismus einfordert (ebd., S. 65):

„Eine der spannenden Zukunftsfragen bezieht sich auch für mich auf den Prozesscharakter von Journalismus, auf den Wandel, dem er unterworfen ist. Mehr noch: Man kann vielleicht sogar so weit gehen zu sagen, dass wir mitten drin sind in einer Revolution der Kommunikationsverhältnisse. Mit welchem theoretischen Zugriff wird man der Beobachtung dieser Verhältnisse künftig am besten gerecht?“ (Siegfried Weischenberg, zit. n. ebd., S. 89).

Von Max Weber (1988 [1922], S. 214) haben wir gelernt, dass die „Wissenschaft, ihren Standort und ihren Begriffsapparat“ zu wechseln rüstet, sobald das „Licht der großen

<sup>14</sup> Hier zeigt sich die klassische Zeitverzögerung im Umbau von Theoriesprache – eine Illusion von Beständigkeit –, die Luhmann einmal wie folgt akzentuiert hat: „Teils kontinuieriert sie [die Semantik, C. B.] längst obsoleete Ideen, Begriffe, Worte und verschleiert damit die Radikalität des Strukturwandels (so die Beibehaltung des Begriffs der *societas civilis* bzw. *civil society* bis zum Ende des 18. Jahrhunderts; ja, wenn man das ernst nehmen darf bis heute)“ (Luhmann, 1993, S. 8; vgl. auch Giddens’ erste seiner neun Thesen zur Zukunft der Soziologie in Giddens, 1987, S. 26–29).

Kulturprobleme“ weitergezogen ist. Das bedeutet keineswegs, dass der gesamte Theoriebestand im Sinne Barney Glasers ‚ignoriert‘ werden sollte – aber eine kritische Neuordnung und -prüfung und ggf. Integration für die hier verfolgten Forschungsziele scheint mir, wie einleitend bereits angerissen, notwendig, damit sich Theorie nicht als „Erkenntnishindernis“ (Rühl, 2011, S. 11) zeigt. In der folgenden Diskussion vorliegender Theorien der Journalismusforschung<sup>15</sup> gliedere ich diese pragmatisch in vier Kategorien, mit dem Ziel, anschließend eine für das hier verfolgte Erkenntnisinteresse praktikable Synthese, einen m.E. adäquaten „theoretischen Zugriff“ für einen „liquiden Forschungskontext“ im Sinne Weischenbergs, vorlegen zu können:

1. Theorien geringer und mittlerer Reichweite, die vor allem aufgrund ihres analytischen Fokus auf Aussagenentstehung abweichende Forschungsinteressen verfolgen (Kapitel 2.1.1);
2. Theorien geringer und mittlerer Reichweite, die vom Individuum ausgehend vor allem das Ziel verfolgen, einzelne Personen oder einen auf Grundlage von Einzelpersonen aggregierten Berufsstand (empirisch) zu vermessen (Kapitel 2.1.2);
3. Theorien höherer Reichweite (Gesellschafts-/Sozialtheorien), die lediglich informierenden Charakter haben können, da sie nicht alle der eingangs skizzierten Leistungsanforderungen erfüllen (Kapitel 2.1.3);
4. Integrative Sozialtheorien, welche prima facie einen fruchtbaren Ausgangspunkt für die Bearbeitung der oben illustrierten Anforderungen darstellen (Kapitel 2.1.4).

An dieser Stelle sei aber auf die wissenschaftstheoretische Ausgangsposition, die in Kapitel 1.2 expliziert wurde, zurückverwiesen: Die Entscheidung für eine gegenstandsadäquate Theorie kann weder aus sich selbst heraus begründet werden noch das einfache Resultat einer vorab (womöglich alltagstheoretisch) festgemachten ‚Realitätsangemessenheit‘ sein. Das würde den konstruktivistischen Grundannahmen dieser Studie widersprechen. Vielmehr kann eine Theoriewahl wiederum nur das (vorläufige) Resultat eines innerwissenschaftlichen, diskursiv-abwägenden, rekursiven Prozesses sein, in welchem sehr genau verfolgt wird, welche Weltansichten, damit zusammenhängende Theorieansätze und (Irritationen durch) Anomalien empirischer Forschung sich in der Scientific Community der Journalismusforschung zum aktuellen Zeitpunkt zeigen.

---

<sup>15</sup> Die folgende Durchsicht berücksichtigt die meisten der von Löffelholz (2016) identifizierten „Theoriekonzepte“ des Journalismus. Überblickshaft zur Theoriegeschichte und zu -ansätzen des Journalismus vgl. auch Scholl, 2013; die Beiträge in Löffelholz & Rothenberger, 2016; Raabe, 2005; Rühl, 2011; Steensen & Ahva, 2015; neuerdings die Beiträge in Witschge, Anderson, Domingo & Hermida, 2016.

### 2.1.1 Theorien der Kategorie 1: Aussagenentstehung

Zu den hier als Theorien der Kategorie 1 benannten Ansätzen zähle ich Theorien geringerer und mittlerer Reichweite, die die Entstehung journalistischer Aussagen durch Einflussfaktoren verschiedener ‚Ebenen‘ erklären wollen (Gatekeeping-Forschung, News-Bias-Forschung, Agenda Setting) oder journalistische Mechanismen der Inhaltspräsentation fokussieren (Nachrichtenwertforschung, Framing, instrumentelle Aktualisierung, Opportune Zeugen). Diese Ansätze des „analytischen Empirismus“ (Löffelholz, 2003, S. 34) sind zwar auf die journalistische Aussagenproduktion in beliebigen Organisationen anwendbar. Ihr Erkenntnisinteresse und ihre Erfahrungsgegenstände resultieren aber aus Fragestellungen und Antworten eines vor-digitalen Zeitalters des Journalismus, in welchem seine Organisationsformen vergleichsweise stabil waren und unhinterfragt blieben. Theorien dieser Kategorie thematisieren nicht die Entwicklung von Medien und Journalismus, sondern beziehen veränderte Bedingungen des Kommunikationsprozesses höchstens als Prädiktor in die Erklärung von inhaltlichen Unterschieden zwischen journalistischen Aussagen ein (z. B. im Sinne einer Medienperformanz-Forschung, die hier nicht unternommen wird; vgl. Kapitel 1.1). Da ihr Untersuchungsgegenstand typischerweise die inhaltlichen Kommunikate des Journalismus sind, deren Regelmäßigkeiten und Spezifitäten erfasst und erklärt werden sollen, können diese Theorieansätze bei der Beantwortung der aufgeworfenen Forschungsfrage nicht oder nur sehr eingeschränkt von Nutzen sein.<sup>16</sup> Gleichwohl können die Befunde der hier vorgelegten Studie erkenntnisleitend und hypothesengenerierend in die Theorien der Kategorie 1 eingehen, etwa indem sie das Sampling dieser Studien erweitern oder neue Bezugspunkte für Vergleichsstudien eröffnen.

### 2.1.2 Theorien der Kategorie 2: Akteursbezogene Ansätze

Zu den individuen- und akteursbezogenen Ansätzen zählen zunächst frühe Journalismustheorien des 20. Jahrhunderts, die die Auffassung zum Ausdruck bringen, eine verborgene Essenz des Journalismus über die Charakteristika seiner Akteure zu beschreiben<sup>17</sup>, und/oder normative Sollformulierungen an individuelle Journalisten in ihrer Berufsrolle zusammenfassen. Solche Ansätze, die Rühl als „Praktizismus“ (Rühl, 1980, S. 25–41) und „normativ-wertgebundene Ideenbeschreibungen“ (ebd., 2011, S. 11) bezeichnet hat, interessieren sich für empirische Beobachtungen, wenn

<sup>16</sup> Dass Studien dieser Kategorie (sog. „Analytischer Empirismus“) nach Löffelholz und Rothenberger (2011, S. 41; vgl. auch Steensen & Ahva, 2015) im Jahr 2008 fast 43 Prozent aller Beiträge in den sieben wichtigsten Fachzeitschriften der Journalismusforschung ausmachten, aktualisiert nochmals Krotz' Vorwurf an diese Forschung, keine den aktuellen Wandel hinreichend innovativ adressierende Perspektive zu entfalten (vgl. Kapitel 1).

<sup>17</sup> Es handelt sich um Ansätze, die mit Popper als „methodologischer Essentialismus“ zu kritisieren wären (vgl. Popper, 1975b [1957], S. 83).

überhaupt, nur als Erfahrungsabgleich mit der Folie ihrer wertgeladenen Postulate (vgl. Löffelholz, 2003, S. 32; Weischenberg, 1978). Auch wenn sie das Forschungsfeld bis in die 1960er Jahre prägten, gehe ich hier nicht weiter auf sie ein.

Heutige empirische Ansätze, die Journalisten als Merkmalsträger bzw. Journalismus als Beruf vermessen (empirische Journalistenbefragungen, Berufsfeldforschung), sind geeignet, den Zustand des Journalismus zu einem bestimmten Messzeitpunkt zu erhellen. Die empirischen Erkenntnisse der ‚Kommunikatorforschung‘ können als Indikatoren für grundlegendere Einstellungsänderungen und neue Handlungsweisen gelten (vgl. u. a. Schneider, Schönbach & Stürzebecher, 1993; Weischenberg, Scholl & Malik, 2006; vgl. zusammenfassend Raabe, 2005, S. 29–48). Sie gilt es daher im Folgenden zu berücksichtigen. Vorsicht ist jedoch geboten, wenn diese Studien Messinstrumente, distinkte Kategorisierungen und Begrifflichkeiten verwenden, die über längere Zeiträume erprobt wurden und infolgedessen durch ihre *taken-for-grantedness* den Blick auf die Veränderungen des Forschungsgegenstandes verstellen könnten. Hinzu tritt, dass Ansätze der Kategorie 2 bisweilen weder eine handlungstheoretische noch interpretativ-soziologische Fundierung besitzen und auch ihr zugrunde gelegtes Menschenbild nicht transparent machen (vgl. Raabe, 2005, S. 19; Raabe [2004a, S. 118–119] erkennt den *homo oeconomicus* als implizit mitgeführte Konzeption). Das ist problematisch, denn allein mit Journalisten zu sprechen, ihre mentalen Charakteristika zu vermessen und das Aggregat ihrer Überlegungen – Alltags- und Arbeitstheorien (vgl. Raabe, 2004b; Rühl, 2011) – als gesetzt zu betrachten, ist forschungsmethodisch nicht hinreichend. Eine positivistische Anhäufung von atomistischen Einzelergebnissen schafft noch kein Verständnis einer (veränderten) Praxis des Journalismus, deren Nichtreduzierbarkeit auf Individuen auch Rühl betont:

„Mit Journalisten als Personensystemen sind keine organisations- und marktförmigen Journalismusprobleme demokratischer Gesellschaften zu bearbeiten“ (Rühl, 2011, S. 12).

Diese Kritik trifft folglich auch die neuere, individuenbezogene Forschung zu freiarbeitenden bzw. unternehmerischen Journalisten (*freelancers*, *entrepreneurial journalists*; vgl. exempl. Elmore & Massey, 2012).<sup>18</sup> Es bedarf einer über einfache Datenaggregation hinausgehenden sozialtheoretischen Fundierung, die die personenbezogenen Theorien der Kategorie 2 mehrheitlich nicht leisten.

### 2.1.3 Theorien der Kategorie 3: Gesellschafts- und Sozialtheorien

Hier setzen solche Gesellschaftstheorien oder Sozialtheorien höherer Reichweite (*grand social theories*) an, die einen Allgemeinheitsanspruch geltend machen, demnach für alle disziplinären Sozialwissenschaften fruchtbar sein müssten und empirische

<sup>18</sup> Der Begriff *entrepreneurial journalist* beschreibt, wie Cohen (2015) zeigt, nicht selten einfach die jahrhunderte alte Tradition des freiarbeitenden Journalisten auf Individualebene mit einem neuen Begriff – ‚alter Wein in neuen Schläuchen‘.

Forschung nicht grundsätzlich ausschließen (im Folgenden: Theorien der Kategorie 3). Im Gegensatz zu den Theorien der vorangegangenen Kategorien sind diese Ansätze in gewisser Weise zueinander inkommensurabel, gehen also von unterschiedlichen Wirklichkeitskonstruktionen eines Gegenstandes aus (Weltsichten, ontologische Grundpositionen, Fokussierungen, Problemdefinitionen, Kausalitäts- und Wirkmechanismen usw.) und können kaum jemals sinnvoll in einem Theoriewettbewerb, z. B. im Hinblick auf Prognoseleistungen (vgl. Lakatos, 1974), gegeneinander getestet werden.

Innerhalb der deutschen Journalismusforschung hat sicherlich die Theorie sozialer Systeme Niklas Luhmanns die größte Aufmerksamkeit erfahren (vgl. Luhmann, 1987; ebd., 1996). Im Nachgang zu Rühls paradigmatischer Studie „Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System“ (Rühl, 1969), die die zur damaligen Zeit vorherrschende, idealisierende Individuenbeschreibung systemtheoretisch überwand (vgl. Kapitel 2.1.2), erfuhr sie ihre eigentliche Blüte in der Anwendung auf den Journalismus in den 1990er Jahren, deutlich inspiriert von Luhmanns späteren Arbeiten (vgl. Luhmann, 1987). Die systemtheoretische Wende erhellte vor allem, welche Funktionen der Journalismus innerhalb der Gesellschaft wahrnimmt und wie seine Leistungen erbracht werden. Eine konstruktivistische Metatheorie und die scheinbar plausible Annahme, hier werde eine Untersuchung funktionaler Äquivalente bestritten (vgl. Rühl, 1980, S. 126–134), legen nahe, auf Luhmanns Gesellschaftstheorie auch für die vorliegende Studie zurückzugreifen. Obwohl man es sich zu einfach macht, Niklas Luhmann als Strukturfunktionalisten zu rezipieren und ihn so gesehen über eine Parsons-Kritik zu attackieren (vgl. Nassehi, 2011, S. 53–54), sprechen doch mindestens drei Kritikpunkte gegen die Anwendung seiner Theorie, wie sie gemeinhin in der Journalismusforschung rezipiert wird. *Erstens* kann die Luhmann'sche Systemtheorie auf ihrem Abstraktionsniveau und mit ihrem Begriffsapparat die Entstehung neuer Ordnungsweisen ‚an den Rändern‘ von Systemen oder den Niedergang alter Ordnungen offenbar nur als Differenzierungs- oder Entdifferenzierungsprozesse beschreiben. Sie setzt eine maßgeblich durch selbstreferentielle Funktionssysteme geformte Gesellschaft voraus, die Luhmann (1987, S. 31) zunächst hypothetisch, aber letztlich theoriekonstitutiv einführt. Im Fokus steht stets die Ausdifferenzierung des schon Bestehenden, also von Gesellschaft, ihren Funktionssystemen, journalistischen Organisationen, Medienangeboten, Ressorts, Programmen, Rollen etc. (vgl. Blöbaum, 1994). Bei den aktuellen Entwicklungen des Journalismus handelt es sich aber möglicherweise um keinen stetig voranschreitenden Differenzierungsprozess von ansonsten weitgehend stabilen Arrangements.<sup>19</sup> Schon Raabe (2005)

---

<sup>19</sup> Es kann vermutet werden, dass wir eine ähnliche Entwicklungsdynamik erleben, wie sie Winter (2006c) für das Primärmedium des christlichen Predigers empirisch-historisch rekonstruiert und gegen eine systemtheoretisch-funktionale Argumentation gewendet hat. Wie er zeigen kann, waren es maßgeblich Akteure, die versuchten „... die Rolle ‚Prediger‘ im Rahmen öffentlicher Kommunikation und kultureller

hatte ja argumentiert, dass sich die „Grenzen des journalistischen Feldes als weniger eindeutig [erweisen], als es die Journalismustheorie oft glauben machen will“ (S. 197). So verschärft sich heute nur das alte Problem der systemtheoretischen Forschung: Wenn der Journalismus an seinen Rändern ausfranst, dann rückt seine konsensuelle Bestimmung als Funktionssystem in noch größere Ferne als in den Debatten der 1990er Jahre. *Zweitens* bietet die funktionalistische Systemtheorie – in ihrer ursprünglichen Konzeption – kaum Raum für Kritik: Zugespitzt ist demnach jede Ordnung besser als keine (vgl. Münch, 2004, S. 229). *Drittens* beobachtet sie nicht, wie Ordnungen handelnd hervorgebracht werden – Luhmann dezentriert Akteure und ihre Handlungsfähigkeit. Winter merkt dazu an:

„Systemfunktionale Konzeptualisierungen können Handelnde, und zwar nicht nur kreative Nutzer, sondern vor allem die relevanten unternehmerischen Akteure, die maßgeblichen Einfluss auf Veränderungen [von Medien und Kommunikation, C. B.] haben, nicht angemessen berücksichtigen. [...] Es stellt sich die Frage, ob nicht zu viel verschenkt wird, wenn diese Akteure bei der Konzeptualisierung unberücksichtigt bleiben“ (Winter, 2003b, S. 86).<sup>20</sup>

Eine solche Konzeptualisierung können systemtheoretische Arbeiten der Journalismusforschung dann in der konkreten Empirisierung auch nicht einhalten (vgl. u. a. Scholl, 2002 [1997], S. 483–484; Malik, 2004, S. 79–87; zur Empiriefähigkeit der Systemtheorie generell vgl. Nassehi & Saake, 2002; Hirschauer & Bergmann, 2002<sup>21</sup>).

Ganz im Gegensatz zu Luhmanns „klimatisierte[r] VIP-Lounge der 27. Beobachterebene“ (Fischer-Lescano, 2013, S. 15) stehen Überlegungen der Cultural Studies, insbesondere von Raymond Williams, die gerade an diesen Individuen und dem Beitrag ihres alltäglichen Lebenswandels zur gesellschaftlichen Transformation interessiert sind. Cultural Studies nehmen dabei den gesamten Kommunikationsprozess in den Blick und beziehen insbesondere auch die Rezeption und Nutzung journalistischer Angebote mit ein (vgl. Winter, 2003c; ebd., 2008). Ihr primärer Forschungsgegenstand sind aber klassischerweise populäre Medien sowie der alltagspraktische Umgang von Nutzern mit diesen und weniger politischer („bürgerlicher“) Journalismus und dessen professionelle Akteure (vgl. Lünenborg, 2005; Renger, 2004). Spezifische Theorien der Medien- und Kommunikationswissenschaften wie etwa die Mediatisierungstheorie gehen ebenfalls primär von Nutzern und Nutzungspraktiken aus und werden erst zögerlich auf den Gegenstandsbereich des Journalismus angewandt (vgl. Krotz, 2007). Auf der Handlungsebene setzt auch Buchers (2016) Verständnis

---

Orientierung als mediale Rolle [...] explizit aus strukturierten und systemischen Beziehungszusammenhängen [herauszulösen, C. B.]“ (ebd., S. 42).

<sup>20</sup> Und allgemeiner: „Die Orientierung an struktureller Soziologie ist [...] ein Nachteil, wenn es um die Entdeckung der Entstehung und/oder Entwicklung von Neuem geht, das im Rahmen ihrer Kategorien und der Logik der von ihr schon entwickelten Argumentationssysteme nicht vorgesehen ist“ (Winter, 2008, S. 440, En. 14; vgl. auch Winter, 2006a, S. 21).

<sup>21</sup> Den Hinweis auf diese Debatte verdanke ich Dennis Schoeneborn.



von Journalismus als „kommunikativem Handeln“ an, das er vor allem mit Bezug auf sprachwissenschaftliche Arbeiten profiliert. Brosda (2008) hat Habermas' Theorie des kommunikativen Handelns auf den Journalismus angewandt. In Deutschland spielen all diese Ansätze eine untergeordnete Rolle, in der internationalen Journalismusforschung hingegen stellen zumindest die Cultural Studies einen wichtigen Zugang zum Gegenstandsbereich dar (vgl. Löffelholz & Rothenberger, 2011).

Marx'schen Theoriebausteinen kommt heute in der Journalismusforschung keine wesentliche Bedeutung mehr zu, auch wenn für andere kommunikationswissenschaftliche Forschungsbereiche eine langsame Rückkehr postuliert wird (vgl. exempl. Fuchs & Mosco, 2012; Knoche, 2014). Konflikttheoretische und materialistische Ansätze schärfen aber wohl am eingängigsten den Blick für die Abhängigkeit des Journalismus von wirtschaftlichen Einflussfaktoren, den systemtheoretische Konzeptualisierungen in Form von ‚Fremdsteuerung‘ wenn nicht negieren dann doch häufig vernachlässigen.<sup>22</sup> Zwar wird Journalismus in dieser Studie als der primäre Gegenstandsbereich der Untersuchung betrachtet, aber seine Entwicklung kann m. E. kaum ohne die Berücksichtigung der Ökonomie verstanden werden: Sein jeweiliger Produktionsmodus wirkt stets zugleich ermöglichend wie beschränkend, bringt eine spezifische Form der Entstehung gesellschaftlicher Kommunikation hervor. Auf Marx zurückgehende Ansätze sensibilisieren deshalb auch für konkrete Alternativen gesellschaftlicher Ordnung (vgl. exempl. Altvater, 2012). Gleichzeitig liegt in ihnen die Gefahr, am Ende nur noch ökonomische Bewegungsgesetze und wirtschafts determinierte Produktionsverhältnisse zu sehen (vgl. Kapitel 2.2, Fn. 34).

### 2.1.4 Theorien der Kategorie 4: Praxistheorien

In den vorangegangenen Kapiteln wurden Mikrotheorien und Theorien geringerer Reichweite, die andere Beobachtungssachverhalte fokussieren (Kategorie 1), als wenig zielführend für die Beantwortung der Untersuchungsfrage verworfen. In einigen Theorien dieser Reichweite konnten aber zumindest Hinweisgeber identifiziert werden (Kategorie 2). Für Gesellschaftstheorien im Allgemeinen wurde zwar ein hinreichendes Komplexitätsniveau festgestellt, welches die Bearbeitung der Forschungsfrage erlauben würde. Jedoch erfüllen die bisher geprüften Ansätze die aus Forschungsfrage und Metatheorie entnommenen Leistungsanforderungen nicht vollständig (Kategorie 3). Ihre Zusammenschau hat ferner gezeigt, dass Medien und ihre Entwicklung bislang keine herausragenden Themen einer dergestalt fundierten Jour-

---

<sup>22</sup> So sprechen systemtheoretisch orientierte Journalismusforscher etwa davon, dass *der* Journalismus ‚seine Organisationen‘ ausgebildet habe. Dass aber vielmehr immer schon Medienunternehmer, die zu meist sehr deutlich wirtschaftlich motiviert waren (vgl. Ludwig, 1998; Rafter, 2016), diese Organisationen unter bestimmten Kontextbedingungen schufen, bleibt unberücksichtigt (zu einer kritischen Lesart von Luhmann im Hinblick auf ein mögliches Primat des Wirtschaftssystems vgl. Ortmann, 2015, S. 97).



nalismusforschung waren. Die geprüften Ansätze berücksichtigen teilweise auch Prozesszusammenhänge nur unzureichend. Aus diesen Gründen werden sie im Folgenden zwar informierend herangezogen, können jedoch nicht die theoretische Grundlage der Studie bilden.

Für eine angemessene Bearbeitung des Gegenstandsbereiches bedarf es m. E. einer integrativen, prozessualen Theoriebildung, die in den vergangenen Jahren – analog zu zahlreichen sozialwissenschaftlichen Disziplinen – in der Journalismusforschung zunehmend an Bedeutung gewonnen hat: Hanitzsch, Altmeyen und Schlüter (2007) etwa erkennen eine „Journalismustheorie Next Generation“, die gewisse Leerstellen bestehender Theorien – vor allem eine mangelnde Sensibilität für Prozesse und Entwicklungen – adressieren kann. Integrativ bedeutet hier, dass sowohl Bausteine von Handlungs- als auch Strukturtheorie zusammengeführt werden, um einem *Entweder-oder*-Reduktionismus entgegenzutreten. Für die Kommunikationswissenschaften, und das ist ein großer Vorteil, ist eine solche Integration im Grunde Alltag: Der bestehende Pluralismus von Forschungsansätzen führt dazu, dass das Fach als „Integrationswissenschaft“ um einen lose definierten Gegenstands- und Problembereich beschrieben und de facto betrieben wird (vgl. Karmasin et al., 2014a; Krotz, Hepp & Winter, 2008; Saxer, 1995).<sup>23</sup> Integrative Theorien können an den jeweiligen Erkenntnisbeständen journalistischer Handlungs- und Strukturtheorien anschließen und ihre Einzelergebnisse zusammenführen. Sie können gleichzeitig unhinterfragte Annahmen bestehender Theorien dekonstruieren und diese damit wissenschaftlich herausfordern (vgl. Rasche, 2008). Mit dem Erklärungsmodus integrativer Theorien geht keine Forderung nach einer ‚Einheitswissenschaft‘ einher, wohl aber ein Votum gegen die disziplinäre Zerschneidung und Selbstisolation von Untersuchungsgegenständen in hoch spezialisierten Subdisziplinen, deren Einzelergebnisse auf keiner höheren Ebene mehr reintegriert werden (können) (siehe auch Imhof, 2004; Polanyi, 1985; Strohschneider, 2011). Lässt man Gegenstandsbereiche disziplinär zerschneiden, dann wird nicht von Problemlagen ausgegangen, für die Lösungen vorzuschlagen seien, sondern nur noch nach der ausdifferenzierten Eigenlogik eines Faches entschieden, dessen mithin reduktionistischer Beitrag sehr viel begrenzter ist:

„Solcher Aufspaltung der Welt in Elementengruppen mit verschiedenen Gesetzen entspricht eine Aufspaltung ihrer Erforscher in Fächer und Disziplinen mit verschiedenen Ideen, Methoden und nur geringer Wechselwirkung an den Rändern. Die Forscher wissen ungeheuer viel in einem engen Bereich – aber außerhalb dieses Bereichs geben sie sich mit Vorurteilen und Gerüchten zufrieden“ (Feyerabend, 1992, S. 13).

---

<sup>23</sup> Anders als z. B. in den Wirtschaftswissenschaften (entscheidend durch Wirtschaftsnobelpreisträger Gary S. Becker vorangetrieben; vgl. Becker, 1992) wurde in den Kommunikationswissenschaften auch kein einheitlicher Analysemodus („approach“) entwickelt, der gesellschaftliche Phänomene aus einer Perspektive der Kommunikation erfahrbar machen könnte.

Zwar werden mittlerweile auch bestehende Theorien mittels komplementärer Perspektiven erweitert (vgl. die Beiträge in Knorr-Cetina & Cicourel, 1981; die Beiträge in Alexander, Giesen, Münch & Smelser, 1987). So wurde beispielsweise die primär handlungstheoretische Rational-Choice-Theory (RCT) um eine Strukturebene (vgl. das Badewannenmodell nach Coleman, 1991; zur Verbindung von RCT und Systemtheorie: Gerecke, 1998) oder der organisationssoziologische Neo-Institutionalismus handlungstheoretisch ergänzt (vgl. das Konzept der „institutional work“ bei Lawrence, Suddaby & Leca, 2009).

Vor allem die in den letzten Jahren entstandenen Praxistheorien eröffnen demgegenüber aber einen alternativen Weg, komplexe und veränderte Gegenstandsbereiche auf neue Weise – nämlich über die sozialen Praktiken, die einen Untersuchungsgegenstand *on-the-ground* konstituieren – zu erfahren und zu exponieren (vgl. die Beiträge in Alkemeyer, Schürmann & Volbers, 2015a; Pentzold, 2015; Reckwitz, 2000; ebd., 2002; Hillebrandt, 2014; die Beiträge in Schäfer, 2016a; Schmidt, 2012; die Beiträge in Schatzki, Knorr-Cetina & von Savigny, 2001). Das wird insbesondere dann relevant, wenn sich voraussetzungsreiche wissenschaftliche Ordnungsmodelle – wie schon eingangs in Kapitel 1 argumentiert und in den vorangegangenen Kapiteln entwickelt – nur noch eingeschränkt als nützlich für eine hinreichend offene Beschreibung von zunehmend ‚liquiden‘ Beobachtungssachverhalten erweisen. So rückt das praxistheoretische Vorgehen in letzter Instanz auch die Journalismusforschung wieder näher an ihren Gegenstand, welcher empirisch-explorativ in seinem Facettenreichtum (neu) erfahren und konzeptualisiert werden soll:<sup>24</sup>

„The insights we can achieve by denaturalising the sociological concepts we take for granted in journalism studies and patiently following the actants [i.e.: *actors*, C. B.] to reconstruct how news is produced, circulated and used in a specific context can help us reassess the role of journalism in our contemporary societies and render visible its diversity“ (Domingo, Masip & Costera Meijer, 2014, S. 11).

Obgleich unter dem Begriff der Praxistheorien zahlreiche heterogene Zugänge, die aus unterschiedlichen Entwicklungslinien entstanden sind (Soziologie, Sozialphilosophie, Wissenschaftssoziologie, Science-and-Technology-Studies etc.), zusammengefasst werden, eint diese Ansätze doch, dass sie gegen den etablierten konzeptuellen und terminologischen Rahmen der Sozialwissenschaften stehen: gegen den Erklärungsmodus des *Homo sociologicus* im Sinne Durkheims oder Parsons, welcher Akteure lediglich als Beeinflusste latenter Struktur und Funktionen (Normen, Werte) mitführt,

<sup>24</sup> Mit dieser Programmatik ist nicht die (falsche) Annahme verbunden, Erkenntnis könne frei von ‚Theorieimprägniertheit‘ sein. Praxistheorien stellen weder eine empirizistische Wissenschaftsromantik dar, die eine abermalige ‚Primärerfahrung‘ von Realphänomenen in ihren scheinbar natürlichen Kontexten einfordert, noch votieren sie für die Ausblendung (im Sinne Barney Glasers) oder – dramatischer – die ‚Destruktion‘ ganzer Forschungstraditionen. Praxistheorien sind kein ‚end of theory‘, indem Theorie durch Praxis ersetzt wird. Unterschiede zwischen einzelnen Ansätzen der Familie der Praxistheorien existieren aber im Hinblick auf den Voraussetzungsreichtum ihrer ‚theoretischen Grammatik‘.

gegen den *Homo oeconomicus* in der Tradition der schottischen Moralphilosophen, der alles Soziale auf individuelles, interessengeleitetes, nutzenmaximierendes Handeln bzw. Auswählen reduziert (methodologischer Individualismus), und auch gegen den *Homo creator* der interpretativ-hermeneutischen Soziologie (Ethnomethodologie, soziologische Phänomenologie, symbolischer Interaktionismus), der Menschen voluntaristisch in einem im Kern strukturfreien Raum verortet (vgl. Reckwitz, 2002). Diesen konkurrierenden Theorien wird zwar zugestanden, zentrale, wissenschaftliche und gesellschaftliche Funktionen zu erfüllen.<sup>25</sup> Ihre reduktionistische (und zueinander inkommensurable) Erklärung des Sozialen, *entweder* vom Individuum *oder* von den Strukturen ausgehend, d. h. entweder von vorgängigen Interessen oder festgeschriebenen Normen, substituieren Praxistheorien gleichwohl durch einen prozessualen Erklärungsmodus:

„Das hat seinen Grund vor allem darin, daß wir uns Handelnde heute weder als schiere Konformisten noch als bornierte Kalkulatoren ihrer Interessen, sondern als mehr oder minder freie, kompetente, kreative und durchaus emotionale Akteure vorstellen“ (Ortmann, 2003, S. 133).

Das alte „Vermittlungsproblem“<sup>26</sup> der Soziologie, das ‚Schisma‘ zwischen Handlungs- und Strukturtheorie, wird aufgelöst, indem Handeln und Struktur in ein gegenseitiges Konstitutionsverhältnis gestellt werden. Beide haben keinen eigenen Ort mehr, sie fallen in *sozialen Praktiken* zusammen und werden nur mehr analytisch differenziert. Die journalismustheoretische Leitfrage „Wie ist Journalismus in seinen sachlichen, sozialen und zeitlichen Dimensionen in der Weltgesellschaft als *Ordnung* möglich?“<sup>27</sup>, die Rühl aufwirft (zit. n. Eilders et al., 2016, S. 88; Hervorhebungen durch C. B.), beantworten Praxistheorien wie folgt: Erst aus dem ständigen, dynamischen, repetitiven Zusammenwirken von Handeln und Struktur in und durch soziale Praktiken entsteht die soziale Ordnung der Gesellschaft oder ihrer spezifischen Gegenstandsbereiche, deren fortlaufende Erzeugung, Stabilisierung und Zerstörung den programmatischen Kern des praxistheoretischen Forschungsinteresses bildet.<sup>27</sup> Der

<sup>25</sup> Es sei nur angedeutet, dass sozialwissenschaftliche Theorien vor allem dadurch gesellschaftliche Effekte zeitigen, dass sie *performativ* Eingang in ihren Gegenstand finden (zu dieser ‚Doppelten Hermeneutik‘ vgl. Kapitel 2.2.5). Giddens (1997, S. 405–412) zeigt das beispielhaft an Machiavellis Fürst (2001 [1532]), er hätte sich aber genauso gut auf Adam Smith, Karl Marx oder andere beziehen können. Elster (1983) spricht von Theorien als „agents of change“ (S. 16).

<sup>26</sup> „[Mit der Entwicklung der Soziologie, C. B.] entsteht die Frage, in welcher Beziehung das Handeln von Leuten zu den Veränderungen der Strukturen von Gesellschaft steht, bzw. auf welche Art und Weise beide miteinander vermittelt sind. Dieses so genannte ‚Vermittlungsproblem‘ bestimmt die großen Arbeiten der soziologischen Klassiker Weber, Durkheim, Simmel und auch von Parsons ...“ (Winter, 2006c, S. 41; vgl. auch Winter, 2006a, S. 46).

<sup>27</sup> Die Frage nach dem Ursprung dieser Konstitutionsverhältnisse (*Anfangs singularität*), die mithin gegen diese Ansätze ins Feld geführt wird, ist derweil soziologisch irrelevant, wie am spitzfindigsten wohl einmal mehr Niklas Luhmann bemerkt hat: „Die bekannte Henne [...] sollte sich nicht auf die Suche

Fokus dieser Ansätze liegt also nicht auf fixierten Entitäten, sondern auf fluiden Prozesszusammenhängen und den Mechanismen von *Ordnungserzeugung*. Sie legen ein Denken in Verfertigungsprozessen, Konstitutionsmechanismen und Feedbackkreisläufen nahe. Praxistheorien entfalten kritische Potenzial, etwa wenn sie die in einer sozialen Praxis wie selbstverständlich reproduzierten Ungleichheiten und Macht-konstellationen aufdecken und ihre scheinbare Naturgegebenheit hinterfragen.<sup>28</sup> Auf ihrer Grundlage kann die Journalismusforschung mitunter zu einer Journalismus-*Entwicklungs*-Forschung avancieren – im Sinne von Theorieentwicklung einerseits und praktischer (kritischer wie konstruktiver) Gestaltung des Gegenstandsbereiches andererseits (vgl. Kapitel 1.1).

Während Forschung, die sich auf die Nutzung von Medien bezieht, soziale Praktiken schon seit den 1970er Jahren im Wissenschaftsprogramm der Cultural Studies als konzeptuellen Ausgangspunkt bestimmt (vgl. Couldry, 2004; Gentzel, 2015; Pentzold, 2015; Raabe, 2008; Winter, 2008), gilt das – will man diese mehr und mehr arbiträre Trennung für den Moment aufrechterhalten – für Produktionsstudien nur sehr begrenzt (vgl. exempl. Cottle, 2003). Auch in der Journalismusforschung ist die Anwendung praxistheoretischer Ansätze, abseits erster Überlegungen und Erprobungen, bislang eher die Ausnahme geblieben (vgl. Löffelholz & Rothenberger, 2011; Raabe, 2008; ebd., 2016). Ansätze mit integrativem Potenzial, die (teilweise in Kombination) fruchtbar gemacht wurden, sind die Strukturationstheorie Anthony Giddens' (1997), die Feldtheorie Pierre Bourdieu (1976) und Latours Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT; vgl. Latour, 2010). Die Strukturationstheorie von Anthony Giddens ist unter den vorgenannten sicherlich derjenige Ansatz, der in der Journalismusforschung am häufigsten herangezogen wurde.<sup>29</sup> Die Strukturationstheorie wird außerdem in der Organisationsforschung (und auch in der *Medienorganisationsforschung*) breit rezipiert, angewandt und erweitert, und zwar sowohl für Analysen innerhalb von Organisationen als auch der Zusammenhänge von Organisation und Gesellschaft (vgl. Becker, 1996; Buschow, 2012; Ortmann, 1988; Ortmann, Sydow & Windeler, 2000; Schiller-Merkens, 2008; die Beiträge in Sydow & Windeler, 2004; die Beiträge in Sydow & Wirth, 2014; Windeler, 2001). Wird Veränderung innerhalb von Organisationen oder ihr dynamisches Zusammenspiel mit anderen Akteuren, Netzwerken, Branchen etc. erforscht, kommt häufig die Strukturationstheorie zum Einsatz – gerade aufgrund der Möglichkeit, Dynamiken auf andere Art zu modellieren als mit rein strukturfunktionalistischen oder handlungstheoretischen Ansätzen (vgl. Miebach,

---

nach dem Ei begeben, aus dem sie entstanden ist, sondern lieber eins legen und gackern ...“ (Luhmann, 2005b [1995], S. 170).

<sup>28</sup> So nutzt auch die vierte Generation der kritischen Theorie Frankfurter Provenienz um Rainer Forst und Klaus Günther (2011, S. 15) einen sozialwissenschaftlichen/-philosophischen Ansatz, der zwischen Handlungs- und Strukturtheorie stehend m. E. als praxistheoretisch eingeordnet werden kann.

<sup>29</sup> vgl. exempl. nur Altmeyen, 1999; ebd., 2002; ebd., 2006; ebd. 2007; ebd., 2008; Altmeyen & Arnold, 2012; Altmeyen & Quandt, 2002; Buschow et al., 2011; Quandt, 2002; ebd., 2005; Raabe, 2004a/b; ebd., 2005; ebd., 2008; Theis-Berglmair, 2003 [1994], Wyss, 2002a/b; ebd.; 2016.

2006, S. 376). Altmeyen empfiehlt daher ausdrücklich, die Strukturierungstheorie als „Hebel“ für die Erforschung von Veränderungen im Journalismus heranzuziehen (vgl. Altmeyen, 2008, S. 58; ebd., S. 63; vgl. auch Quandt, 2002, S. 248).

Jedoch gehen die vorliegenden Interpretationen und Lesarten der Strukturierungstheorie, die in der Journalismusforschung bis dato entwickelt wurden, m. E. nicht weit genug (vgl. auch Pentzold, 2015, S. 234–235): Für eine adäquate Bearbeitung des hier fokussierten Gegenstandsbereichs scheint es daher notwendig, im Folgenden bis auf die Grundlagen der Giddens'schen Arbeiten zurückzugehen und die Strukturierungstheorie zunächst auf einem hinreichenden Komplexitätsniveau als allgemeine Sozialtheorie zu entfalten. Ziel ist es, ihre basale Denkfigur, ihren grundlegenden Begriffsansatz und einzelne ihrer analytischen Hilfswerkzeuge für die anschließende empirische Umsetzung pragmatisch vorzubereiten. Es wird deutlich werden, wie in jedem Teilschritt des Forschungsprozesses, den diese Studie dokumentiert, immer wieder Rückbezüge auf die Strukturierungstheorie als allgemeine „Sozialontologie“ (Kießling, 1988a, S. 287) hergestellt werden, welche nur möglich sind, weil die Theorie entsprechend in ihren wesentlichen Zügen entfaltet wird.

In der folgenden, detailtiefen Rekonstruktion arbeite ich nicht durchgehend ‚werkgetreu‘. Vielmehr nehme ich auf Grundlage neuerer Strömungen der Familie der Praxistheorien (Hillebrandt, Reckwitz, Schatzki, Shove et al. usw.) punktuelle Reformulierungen und Aktualisierungen vor. Explizit strebe ich keine umfassende Rekonstruktion der Theorie und ihrer Genese<sup>30</sup>, einen Vergleich ihrer Leistungsfähigkeit mit anderen Ansätzen im Sinne eines Theoriewettbewerbs oder eine kritische Dekonstruktion an (zu Letzterem vgl. exempl. Craib, 1992; Cruickshank, 2003; Ortmann, 2008a). Im folgenden Abschnitt rücken Journalismusforschung und Medien-/Kommunikationswissenschaften vorerst wieder in den Hintergrund; erst in Kapitel 2.3 kehren die disziplinären Bausteine zurück, da hier Theorierahmen und Gegenstandsbereich in Beziehung gesetzt werden.

---

<sup>30</sup> vgl. dazu u. a. mit verschiedenen Interessenschwerpunkten: Becker, 1996; die Beiträge in Bryant & Jary, 1991; ebd. 1997a; die Beiträge in Clark, Modgil & Modgil, 1990; Cohen, 1989; die Beiträge in Held & Thompson, 1989; Kießling, 1988a/b; Rösener, 1997; Schiller-Merkens, 2008; Stones, 2005; Windeler, 2001; zu einer umfangreichen Bibliographie Giddens' vgl. Bryant & Jary, 2001c.

## 2.2 Praxis- und Strukturationstheorie als integrativer Rahmen

*„Unser Leben geht hin mit Verwandlung, Rilke says [...].  
This is what I seek to grasp in the theory of structuration“*

Anthony Giddens (1979, S. 3)

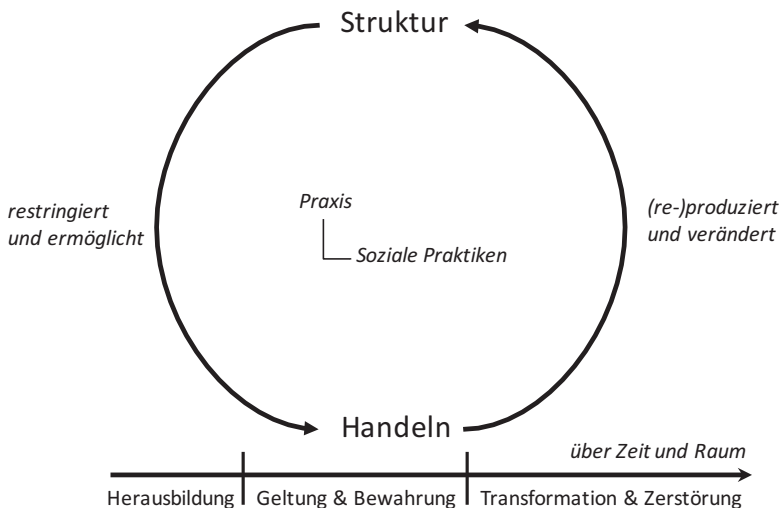
In seiner Konzeptualisierung der Strukturationstheorie wurde Anthony Giddens (1984 [1976]; 1979; 1997) von dem Anspruch geleitet, das gesellschaftstheoretische Repertoire der Sozialwissenschaften systematisch zusammenzuführen, um diese Synthese als neue Sichtweise auf die soziale Welt – als einen „neuen Ausgangspunkt“ (Kießling, 1988a, S. 288) – in Anschlag zu bringen.<sup>31</sup> Giddens’ Ziel bestand stets darin, mit diesem theoretischen Apparat sowohl die vielfältigen sozialen Beziehungen auf globaler Ebene der Weltgesellschaft als auch die noch so kleinen, persönlichen Momente des sozialen Alltags in ihrem Wechselspiel zu erfassen. Unbenommen ihrer spezifischen Leistungsfähigkeit, vermisst er eben dies bei den soziologischen Klassikern und den zeitgenössischen Sozialtheorien; in seiner Lesart überhöhen diese Ansätze jeweils einen einzelnen sozialen Moment in der Erklärung des gesellschaftlichen Gesamtgefüges (vgl. Giddens, 1981, S. 26). Giddens profiliert die Strukturationstheorie entlang einer Exegese und Kritik dieser soziologischen Strömungen. Auf dieser Grundlage konzipiert er einen Bezugsrahmen, der es ihm erlaubt, den jeweiligen Schlaglichtern von interpretativen Handlungstheorien, Marx’schen Konflikttheorien und Strukturfunktionalismus einen angemessenen Entfaltungsspielraum zu gewähren, sie aber zugleich in ihrer Verbundenheit abzutragen. Ortmann (2008) bescheinigt diesem Vorgehen eine „beträchtliche Fähigkeit zur Wahrnehmung, Abarbeitung und Einverleibung einer erstaunlichen Fülle zunächst disparat erscheinender theoretischer und philosophischer Denkrichtungen“ (S. 96). Gewissermaßen auf den ‚Schultern von Giganten‘ stehend, geht es Giddens nicht allein darum, diese Denkrichtungen zu verbinden: Er strebt ihre *Vermittlung* an. Dazu ist eine Überarbeitung der sozialwissenschaftlichen Basiskonzepte und des Begriffsrepertoires nötig (vgl. Kießling, 1988a, S. 288).

---

<sup>31</sup> Giddens hat seine Überlegungen später als politischer Berater in Großbritannien, Südkorea und Brasilien praktisch anwenden können (vgl. Stones, 2005, S. 2; vgl. auch Bryant & Jary, 2003, S. 267–268). Schon 1989 schrieb er zur Trennung von Wissenschaft und Politik, die er in seiner Karriere zunehmend auflöste: „It is a separate issue how far social scientists themselves should intervene in practical programmes of reform [...] [There are different, C. B.] views about such things as whether or not the university should be a place which stands completely apart from the propagation of political views – as Weber advocated. If it is true that moral critique cannot be clearly and absolutely severed from other tasks of social science, it seems difficult to sustain the idea of complete separation between the academy and politics“ (Giddens, 1989, S. 292; vgl. auch Hildebrand & Martell, 2012).

Seine Reformulierung der Sozialtheorie beginnt Anthony Giddens mit der Einführung der „Dualität von Handeln und Struktur“ (*duality of structure*). Die Denkfigur ist sein Lösungsvorschlag für das genuin praxistheoretische Ausgangsproblem, wie soziale Ordnung als repetitiver Prozess verstanden werden kann (vgl. Kapitel 2.1.4). Demnach ist Struktur sowohl Medium des Handelns als auch ihr Resultat. Es besteht also ein wechselseitiges Konstitutionsverhältnis zwischen beiden: „In und durch ihre Handlungen reproduzieren die Handelnden die Bedingungen, die ihr Handeln ermöglichen“ (ebd., 1997, S. 52; vgl. auch ebd., S. 77–81; ebd., 1977, S. 130; ebd., 1983, S. 79–80; ebd. 1984, S. 146–153; ebd., 1979, S. 5). Struktur wirkt dabei nicht allein beschränkend als Zwang, sondern gleichzeitig ermöglichend als Voraussetzung für jedes Handeln. Beobachtbare Regelmäßigkeiten und stabile Zustände der Welt sind dann Folge dieses rekursiven Zusammenspiels von Handeln und Struktur, das sich in sozialen Praktiken manifestiert.

**Abbildung 1: Dualität von Handeln und Struktur – Der Prozess der Strukturation**



Quelle: Eigene Darstellung in Anlehnung an Giddens (1997)

Diesen fortlaufenden Prozesszusammenhang nennt Giddens *Strukturation*<sup>32</sup>, ein aus dem Französischen stammender Neologismus aus dem aktiven „Strukturieren“ und

<sup>32</sup> Im Deutschen wird wahlweise synonym von „Strukturation“ oder „Strukturierung“ gesprochen.



der statischen „Strukturiertheit“ (vgl. Ortman, 2008a, S. 33–34). Die kontinuierliche Strukturation über Raum und Zeit schöpft, bewahrt oder unterminiert – *verwandelt* im Sinne Rilkes (s. o.) – soziale Ordnung bzw. je nach Analyseebene die Ordnung eines spezifischen Untersuchungsgegenstandes (vgl. Abbildung 1).<sup>33</sup> Ordnung, die auf allen gesellschaftlichen Analyseebenen modelliert werden kann, bezeichnet die räumliche und zeitliche ‚Bindung‘ des gemeinsamen Wirkens von Handeln und Struktur in sozialen Praktiken. Ich gehe darauf im Folgenden näher ein.

Wie allerdings Münch (2004, S. 501–503) ausführt, ist die programmatische Idee der Verbundenheit von Handeln und Struktur auch bei soziologischen Klassikern wie Marx, Weber, Simmel oder Parsons bereits angelegt oder sogar expliziert. Das bestreitet Giddens auch nicht.<sup>34</sup> Umstritten ist in der Soziologie kaum das Prinzip der Vermittlung an sich (vgl. Esser, 1999), sondern der *Modus* dieser Vermittlung: *In und durch was werden soziale Entitäten konstituiert?* Deshalb liegt der wesentliche Beitrag der Strukturationstheorie auch nicht in ihrer Grundkonzeption, sondern in ihrem Erklärungsmodus, Instrumentarium und Vokabular für die Analyse der Genese, Fortführung oder Transformation von Praxis im Zusammenspiel von Handeln (Kapitel 2.2.1) und Struktur (Kapitel 2.2.2). Beide Kategorien sind im Folgenden entlang der Giddens’schen Argumentation zu explizieren und durch soziale Praktiken zu vermitteln (Kapitel 2.2.3). Eine solche Konzeption von Sozialität ruft ein bestimmtes Bild von Stabilität und Veränderung auf, das in Kapitel 2.2.4 vertieft wird. Sodann können erste methodische Hinweise für eine empirische Untersuchung gegeben werden (Kapitel 2.2.5). Der Abschnitt schließt mit einer kursorischen Zusammenstellung und (wo möglich) Entkräftung der vorgetragenen Kritik an der Strukturationstheorie (Kapitel 2.2.6).

## 2.2.1 Handeln: Was charakterisiert Akteure?

So wichtig er ihren Beitrag für die Erneuerung der Sozialwissenschaften nach Parsons’ paradigmatischem Strukturfunktionalismus einschätzt, so sehr kritisiert Giddens (1984, S. 27–64; 1997, S. 192–193) die subjektorientierten Handlungstheorien

<sup>33</sup> Solche Aggregationsmechanismen sind in den Sozialwissenschaften nicht neu: Schon Mandeville (180 [1714]) hatte in seiner „Bienenfabel“ angenommen, die Eigeninteressen von Individuen bündelten sich auf gesamtgesellschaftlicher Makroebene zu positiven Gesamtergebnissen. Gesellschaft war auch bei Mandeville bereits ein Produkt der Aktivitäten von Handelnden; Giddens freilich überwindet die Idee eines reifizierten Gesellschaftsaggregats, das allein auf das Handeln von Individuen, ihre Motive und Intuitionen reduzierbar wäre.

<sup>34</sup> So geht Giddens (1977; 1984; Bleicher & Featherstone, 1997 [1982]) selbst von Marx und Engels’ (1969 [1846]) Akzentuierung des transformativen Potenzials menschlichen Handelns aus: „Wie die Individuen ihr Leben äußern, so sind sie. Was sie sind, fällt also zusammen mit ihrer Produktion, sowohl damit, *was* sie produzieren, als auch damit, *wie* sie produzieren“ (Marx & Engels, 1969 [1846], S. 21, H. i. O.). Giddens geht es nun aber um die (Re-)produktion der ‚gesamten‘ Gesellschaft und nicht allein der Produktionsverhältnisse des Kapitalismus, durch die Marx die Gesellschaft erklären will (kritisch zur Methode des historischen Materialismus vgl. Giddens, 1981).

doch auch für ihre mangelnde Einbettung von Handeln in einen Ordnungsrahmen. Oft würden die interpretativen Ansätze der soziologischen Phänomenologie (Schütz, 1993 [1932]), der Ethnomethodologie (Garfinkel, 1999 [1967]) oder des symbolischen Interaktionismus über einen Situationalismus – die deskriptive Nacherzählung einzelner Handlungsakte – nicht hinausgehen (sog. *Insellforschung*). Handeln werde atomistisch und romantisiert in isolierte, scheinbar stets absichtsvolle Episoden zerlegt, ohne das kontinuierliche Einwirken einer Praxis auf die Akteure und *vice versa* der Akteure auf diese Praxis zu berücksichtigen. Dem tritt Giddens (1997, S. 35; 1984, S. 191–200) mit einer Feststellung Marx' entgegen, von der aus er seine Konzeption des Akteurs in der Strukturierungstheorie entfaltet:

„Die Menschen machen ihre eigene Geschichte, aber sie machen sie nicht aus freien Stücken, nicht unter selbstgewählten, sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen“ (Marx, 1972 [1852], S. 115).

Dass die Handelnden ihre ‚eigene Geschichte‘ machen, zeigt, dass sie keine ‚cultural dopes‘ (Garfinkel) sind, deren ‚Verhalten‘ zwingend den Funktionscodes von Systemen oder anderen Determinationsmechanismen unterworfen wäre. Giddens' Vorstellung vom Akteur ähnelt der Konzeption der britischen Cultural Studies, die gewöhnlichen Leuten (*ordinary people*) großen Einfluss auf den Lauf der Geschichte zuschreiben (vgl. nur Raymond Williams' *Long Revolution*; Williams, 2001 [1961]). Giddens, der etwa Williams (vgl. Giddens, 1981; ebd., 1982a) und Paul Willis (vgl. Giddens, 1997, S. 342–359) rezipierte und kritisierte, wurde ebenso wie die Cultural Studies von Konflikttheorien Marx'schen Typs beeinflusst (vgl. Münch, 2004, S. 475–476) – hier finden sich gemeinsame Wurzeln. Eine nicht-triviale Akteurskonzeption hat über die Wissenschaften hinausweisende Bedeutung: Nur in dieser Form werden die Handelnden mit ihren Ansprüchen ernst genommen, werden sie anerkannt „... als aktive Wesen, nicht als passive oder zu behandelnde, bedürftige oder leidende [...] – innerhalb einer Gesellschaft und über sie hinaus“ (Forst, 2011, S. 16; vgl. ganz ähnlich auch bei Giddens, 1979, S. 71–72).

Das Akteursmodell der Strukturierungstheorie umfasst drei Schlüsselkonzepte<sup>35</sup>: (1.) die machtbasierte *Handlungsfähigkeit* der Akteure, (2.) ihre *Wissensfähigkeit* sowie (3.) ihr *Bewusstsein*. Letzteres macht bereits auf Grenzen und Schranken intendierten Handelns aufmerksam: Zwar sind Akteure im Sinne Giddens' (1997, S. 56) „kompetent“ – sie sind aber keine ‚heroischen Schöpfer‘, die von jeglichen Strukturen befreit wären, die „vorgefunden, gegeben und überliefert“ (Marx) sind.

Für Giddens (1997, S. 58) ist Handeln ein kontinuierlicher, niemals abreißender Fluss absichtsvoller Aktivitäten von Akteuren in konkreten Situationen (*continuous flow*

<sup>35</sup> Giddens (1984; 1979; 1997) hat seine Akteurskonzeption an manchen Stellen noch weiter ausgearbeitet. Ich gehe hier nur selektiv auf solche Bausteine ein, die m. E. für das Verständnis notwendig sind und auf die im späteren Verlauf der Theorieanwendung sensibilisierend zurückgegriffen wird (vgl. auch Stornes, 2005, S. 44).

*of conduct*). Der alltägliche Handlungsstrom jedes einzelnen Akteurs ist Grundlage der permanenten (Re-)produktion der Gesellschaft. Dabei interessieren Giddens nicht so sehr die einzelnen, individuellen Handlungen *in situ*, sondern das regelmäßig, wiederholt in ähnlicher Form stattfindende Handeln in Interaktions- und Beziehungszusammenhängen (vgl. Kapitel 2.2.3). Weil Akteure in der ‚Konstitution der Gesellschaft‘ durch ihr Handeln (oder Nicht-Handeln) einen „Unterschied“ machen und so einen sozialen oder natürlichen Zustand verändern können, schreibt Giddens (1997, S. 65–67) ihnen (1.) Handlungsfähigkeit (*capability*) zu. Damit wird Macht zu einem Schlüsselbegriff der Strukturationstheorie, der aber nicht mit Beherrschung konfundiert werden darf. Macht ist keine spezielle Handlungsform, sondern Bestandteil allen sozialen Handelns, das sie „... im Sinne eines umgestaltenden Vermögens logisch einschließt“ (ebd., 1997, S. 66; ebd., S. 313–320):

„Macht ist nicht notwendigerweise gebunden an Konflikt, verstanden als Interessengegensatz oder als aktive Auseinandersetzung, und ebensowenig ist Unterdrückung der Macht inhärent. [...] Macht ist die Fähigkeit, Ergebnisse herbeizuführen; ob diese Ergebnisse mit rein partikularen Interessen verknüpft sind oder nicht, gehört nicht zum Kern ihrer Definition. Macht als solche ist kein Hindernis für Freiheit und Emanzipation, sondern deren Medium“ (Giddens, 1997, S. 314).

Zwar bestehen in konkreten Interaktionen und Beziehungen Machtgefälle, prinzipiell ist aber kein Akteur jemals wirklich machtlos. Giddens plausibilisiert dies am Konzept der Dialektik der Herrschaft (*dialectic of control*): Akteure können immer anders handeln, da alle Abhängigkeitsverhältnisse ihnen Ressourcen zur Verfügung stellen, „mit denen die Unterworfenen die Aktivitäten der Überlegenen beeinflussen können“ (ebd., 1997, S. 67). Im Falle einer absoluten Alternativlosigkeit kann von keinem handelnden Subjekt mehr gesprochen werden, vielmehr von einem Objekt, welches *be-handelt* wird (vgl. Forst, 2014, S. 5).

Die Handlungsfähigkeit kompetenter Akteure beruht wesentlich auf ihrer (2.) Wissensfähigkeit (*knowledgeability*). Akteure besitzen „... als integralen Aspekt dessen, was sie tun, die Fähigkeit, zu verstehen, was sie tun, während sie es tun“ (ebd., 1997, S. 36). Ohne Wissen um den sozialen und physischen Kontext, d. h. die Bedingungen und Folgen ihres Handelns und des Handelns anderer, wären Akteure handlungsunfähig. Kenntnisreichtum (oder zumindest der Glaube, Kenntnisse zu besitzen) ist ein notwendiges „tool kit“ für die Strukturation der Gesellschaft (Reckwitz, 2007, S. 317–318). In der modernen Gesellschaft nutzen Akteure sehr unterschiedliche Wissensvorräte, die andere in Interaktionen und Beziehungen auch von ihnen erwarten. Für die tägliche Teilnahme an einer Unternehmung etwa greifen sie zu großen Teilen auf anderes Wissen zurück als beim Engagement in der Fußballmannschaft – auch wenn sich manche Wissensbestände überschneiden. Um die Anschlussfähigkeit ihres Wissens in unterschiedlichen sozialen Konstellationen zu kontrollieren, betreiben die kompetenten Akteure eine kontinuierliche, reflexive Handlungsüberwachung und -

regulierung (*reflexivity*) (vgl. Giddens, 1997, S. 56). So entstehen gemeinsam geteilte Wissensvorräte (*mutual knowledge*) unter den Akteuren.

Auch wenn Akteure offenbar sehr viel über ihr Handeln und dessen Rahmenbedingungen wissen, ist ihnen dieses Wissen nicht immer (3.) *bewusst*. Giddens (1997, S. 55–58; ebd., S. 91–95) sucht, indem er verschiedene Ebenen der Reflexivität einführt, einen Ausgleich zwischen solchen Konzeptionen, die entweder von einer unterbewussten Inskription von Wissen ausgehen oder aber eine prinzipielle Allbewusstheit des Akteurs unterstellen. Das Unterbewusste<sup>36</sup> spielt bei ihm handlungsleitend nur als grundlegende, „ontogenetische Wurzel der Stabilität sozialer Routinen“ (Becker, 1996, S. 149–150) eine Rolle: Die Routinisierung des Handelns ist uns demnach von Kindheit an als ‚Sicherheitssystem‘ eingeschrieben (vgl. Giddens, 1997, S. 95–111; ebd., 1979, S. 120–123). Auch das diskursive, explizite Bewusstsein, das man umgangssprachlich ‚bewusst‘ nennen würde, stellt aber eine Ausnahme dar. Nur einen kleinen Teil ihres Handelns kalkulieren die Akteure vorab, problematisieren sie explizit oder fassen sie in Gründen, Rechtfertigungen, Heuristiken und (Alltags-)theorien (vgl. Loyal, 1998, S. 115–116). Beiden Wissensformen kommt nur sekundäre Bedeutung zu; einen Großteil des menschlichen Wissens ordnet Giddens dagegen der vermittelnden Kategorie des handlungspraktischen Bewusstseins (*practical consciousness*) zu, einer „grey area“ (Giddens, 1979, S. 58) zwischen Unterbewusstem und Bewusstem. Dass Wissen *handlungspraktisch bewusst* ist, bedeutet, dass es ständig im alltäglichen Handeln stillschweigend, implizit, latent und mitunter routinisiert angewandt, aber nur sehr selten oder nie abstrakt und diskursiv expliziert wird. Es handelt sich um „tacit modes of knowing how to ‚go on‘ in the contexts of social life“ (ebd., 1982b, S. 9). Giddens (1984, S. 144–145; ebd., 1979, S. 67) plausibilisiert dies im Rekurs auf Polanyis *tacit knowledge* (Polanyi, 1985) und Wittgensteins Spätphilosophie (Wittgenstein, 1999 [1958]) sowie am Beispiel der Sprache. Sprechen, so argumentiert er, funktioniere handlungspraktisch, also auch ohne laufende Explikation der sprachlichen und grammatikalischen Regeln der Sprache, die zwar implizit gewusst, aber insofern in einem Graubereich sedimentiert seien, als dass sie nicht kontinuierlich in ihrer abstrakten Form dargelegt würden. Giddens führt aus:

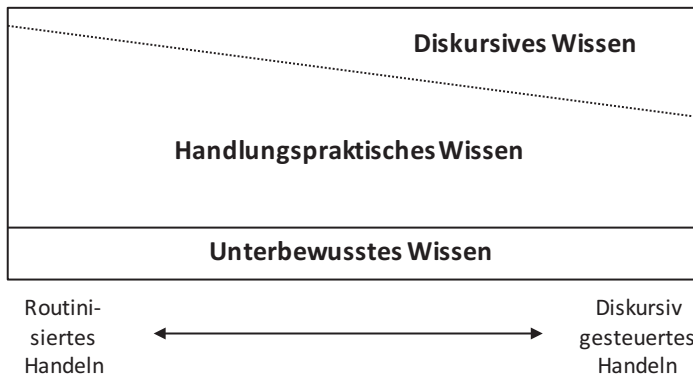
„Das Kennen einer Regel heißt dann nicht, eine abstrakte Formulierung von ihr liefern zu können, sondern zu wissen, wie man sie auf einen neuen Sachverhalt anwendet, eingeschlossen das Wissen um ihre Anwendungskontexte“ (Giddens, 1984, S. 151).

Die Grenzen zwischen handlungspraktischem und diskursivem Wissen bleiben fließend (vgl. ebd., 1997, S. 56–57): So kann Erstes zu Zweitem werden, etwa indem es thematisiert, hinterfragt oder erforscht wird (vgl. ebd., 1990b, S. 301). Für unterbe-

<sup>36</sup> Ortmann (2008) kritisiert aber Giddens’ unzureichende Entfaltung des Unterbewussten und bemängelt „Missverständnisse[.] in der Freud-Rezeption“ (S. 107). Ich kann darauf hier nicht weiter eingehen (vgl. aber Craib, 1992, S. 166–177).

wusstes Wissen gilt das nicht. Becker (1996) hat im Anschluss an diese Differenzierung ein Modell entworfen, das die verschiedenen Bewusstseinssebenen von Wissen in der Strukturationstheorie anhand eines Kontinuums verortet: „Diskursiv gesteuertes Handeln ist dann ein Handeln, daß auf einem relativ hohen Anteil an diskursivem Wissen basiert. Routinisiertes Handeln basiert auf einem relativ geringen Anteil diskursiv verfügbaren Wissens“ (Becker, 1996, S. 151; vgl. Abbildung 2).

**Abbildung 2: Bewusstseinssebenen des Wissens und Modi des Handelns**



Quelle: verändert nach Becker (1996, S. 152)

Die bisherigen Ausführungen deuten schon darauf hin, dass Praxistheorien gewisse Grenzen des handelnden Einflusses annehmen. Auch ein Modell des *Homo creator* in der interpretativen Soziologie – der schöpferische Akteur mit weitreichender Handlungsfreiheit – wird als reduktionistisch zurückgewiesen. Für Giddens (1997, S. 37; S. 111–116; 1979, S. 216–220) konstituieren sich Grenzen zunächst in der Routinisierung eines Großteils des alltäglichen sozialen Handelns, das einem Wiederholungscharakter unterliegt und damit eher dem linken Pol von Abbildung 2 zuzurechnen ist. Zu der Routinisierung tritt hinzu, dass Wissen begrenzt ist (*bounded knowledgeability*) (vgl. ebd., 1979, S. 5). Akteure können nicht alle Konsequenzen ihres Handelns in der (zunehmend größeren) Komplexität der sozialen Welt überschauen (vgl. ebd., 1997, S. 61–65). So kommt es – Giddens orientiert sich hier an Merton (1968) – einerseits zu nicht vorausgesehenen Folgen einer an sich intentionalen Handlung, ohne dass der Akteur diese beabsichtigt haben muss. Andererseits entstehen Situationen, in denen den Akteuren die inhärenten Voraussetzungen ihres Handelns unerkant bleiben. Akteure greifen dann im rekursiven Prozess der (Re-)produktion von Ge-

sellschaft implizit auf gewisse Wissensvorräte zurück, deren Beitrag zur Aktualisierung und Stabilisierung einer bestimmten Struktur für sie nicht transparent ist. Auch eine zirkuläre Verkettung von nicht-intendierten Handlungsfolgen und undurchsichtigen Handlungsbedingungen ist denkbar: So entstehen über Raum und Zeit selbstverstärkende Rückkopplungsprozesse und Feedbackschleifen, die als „Juggernaut“ (ebd., 1990a, S. 151) bezeichnet werden können – jener hinduistische Festwagen, welcher, einmal in Bewegung gesetzt, von Menschenhand kaum mehr gestoppt werden kann. Ihre Intentionen ‚entfliehen‘ den Akteuren somit in gewisser Weise (vgl. ebd., S. 1979, S. 216).

### 2.2.2 Struktur: Was kennzeichnet Ordnung?

Struktur ist die Voraussetzung dafür, dass im Handlungsstrom der Akteure wiederkehrende Aktivitäten zu beobachten sind – und nicht nur „chaos or formlessness“ (Giddens, 1981, S. 30). Zwar erlaubt die Macht, das Wissen sowie die Reflexionsfähigkeit der kompetenten Akteure ihnen *prinzipiell* immer, anders zu handeln und *einen Unterschied zu machen*. Der Routinecharakter des alltäglichen Handelns, das handlungspraktisch bewusst – also in einer Grauzone zwischen Unterbewusstem und Bewusstsein – verläuft, sowie Grenzen von Wissen und Bewusstheit, an welchen unerkannte Handlungsbedingungen und nicht-intendierte Handlungsfolgen zur Geltung gelangen, hatten im vorangegangenen Kapitel aber schon auf die Bedeutsamkeit von übersituativer Struktur vorverwiesen.

Struktur ist jedoch kein den Akteuren äußerer, zeitlich vorgängiger Zwang, wie sie noch im Objektivismus – z. B. im traditionellen Marxismus – konzeptualisiert wurde, der quasi-automatisch auf Handelnde einwirkt. In der Strukturtheorie hat sie keinen Ort und keine Zeit, keine gegenständliche Wirklichkeit: „Eine Struktur *ist* keine ‚Gruppe‘, ‚Kollektiv‘ oder ‚Organisation‘, diese *haben* Struktur“ (ebd., 1984, S. 147, H. i. O.). Sie darf nicht autonom außerhalb der Akteure existieren, da sich Giddens (1984, S. 152–153) ansonsten derselben Kritik an einer handlungsunabhängigen Reifikation aussetzt, die er gegen eben jenen Objektivismus in Stellung bringt (vgl. Giddens, 1997, S. 215–234; Kießling, 1988b, S. 114–118).

Struktur führt kein Eigenleben. Die Strukturtheorie konzeptualisiert sie ausschließlich als „virtuelle“ Sedimentierung von Wissensbeständen in den „Erinnerungsspuren“ der kompetenten Akteure (vgl. ebd., 1997, S. 77–78). Ihre Manifestation in Raum und Zeit erfährt sie nur im Augenblick der Vergegenwärtigung und durch das Handeln der Akteure als ‚In-Kraft-setzen‘ (*instantiation* oder *enactment*) in einer Praxis (vgl. ebd., 1979, S. 63–64; ebd., 1989, S. 256) oder – so schon Max Weber – im „realen *empirischen* Inslebentreten“ (Weber, 2010 [1956], S. 234; im Original gesperrt). Die Handelnden haben im Wesentlichen Kenntnis von der Struktur, jedoch nicht in dem Sinne, dass sie sie jederzeit diskursiv explizieren könnten. Struktur ist im

Wissensvorrat zumeist handlungspraktisch ‚gespeichert‘. Das wurde im Akteursmodell (vgl. Kapitel 2.2.1) schon am Beispiel von Sprechen (Handeln) und Sprache (Struktur) zum Thema. Hier wird nun nochmals ersichtlich, warum Wissen – neben Macht – als ein essentielles ‚tool kit‘ der gesellschaftlichen (Re-)produktion gelten muss.

Trotzdem ist Struktur mehr als eine „metaphysische Konstruktion“ (Kießling, 1988a, S. 290). Sie zeitigt reale Folgen. Wie in der Figur der Dualität von Handeln und Struktur beschrieben (vgl. Kapitel 2.2), reicht sie in das Handeln gleichsam beschränkend (*constraining*) hinein, weil sie dessen Möglichkeitsraum vorgibt, wie auch ermöglichend (*enabling*), wenn sich Akteure im Handlungsvollzug auf sie stützen. Beschränkend erscheint Struktur dann, wenn sie konzeptualisiert als verdinglichte, objektive Entität – vielleicht in Form ‚sozialer Tatsachen‘ (vgl. Durkheim, 1984 [1895]) – bestimmte Handlungsoptionen als nicht durchführ- oder denkbar ausblendet. Ermöglichend und orientierend wirkt sie etwa, wenn sie gerade durch die Einschränkung des Handlungskorridors (doppelte) Kontingenz insoweit reduziert, dass Handeln anschlussfähig und produktiv möglich wird. Nur *in situ* lässt sich erfahren, welche Perspektive auf Struktur ein individueller Akteur jeweils einnimmt – wie ihm die soziale Welt erscheint: „... structures create *variable* degree of freedom and constraint for individual actors“ (Mouzelis, 1991, S. 42, H. i. O.; vgl. ebd., 1997 [1989]).

Struktur ist für Giddens (1997) mehrdimensional: Er beschreibt sie analytisch als Set von (1.) *Regeln* einerseits und (2.) *Ressourcen* andererseits. (1.) *Regeln* sind nicht, wie gemeinhin häufig definiert, formelle präskriptive Vorgaben, die im tatsächlichen Handeln eins zu eins angewandt werden; in der Strukturtheorie sind sie verallgemeinerbare, generalisierte Verfahren und Techniken einer Praxis (vgl. Giddens, 1997, S. 73). In Folge seiner Beschäftigung mit interpretativsoziologischer Handlungstheorie und Strukturfunktionalismus gelangt Giddens zu zwei Klassen von Regeln, die seines Erachtens die soziale Welt prägen. Dies sind (1. a) *Regeln der Signifikation*, die die Bedeutung von einzelnen Handlungen festlegen und Interpretationen von Begriffen, Phänomenen sowie Kontextbedingungen umfassen. Sie ermöglichen Handeln, indem sie diesem einen unter den Akteuren gemeinsam geteilten Sinn zuweisen und eine Vorstellung der Wirklichkeit erzeugen, beschränken es aber auch, indem sie ‚Sinnloses‘ ausschließen und damit den Horizont der Weltentfaltung vorgeben:

„Was von wem wie wahrgenommen, mit Aufmerksamkeit bedacht, für relevant gehalten, verstanden, für problematisch und sodann für lösungsbedürftig gehalten wird, was für wahr und falsch, schön und häßlich etc., das hängt von einer ästhetischen und kognitiven Ordnung ab, auf die wir uns wahrnehmend/denkend/deutend/kommunizierend beziehen und die wir so rekursiv reproduzieren“ (Ortmann, 1995, S. 280).

Da Regeln der Signifikation eingespielte Konventionen des Handelns sind, werden sie in der sozialen Praxis weniger reflektiert als vielmehr stillschweigend (*taken-for-granted*) als ‚hinterlands‘ (Law, 2004) oder ‚shared mental models‘ (North, 1992) (re-)



produziert. Wie Giddens deutlich macht, müsste eine jede Theorie von Kultur an dieser Regeldimension ansetzen (vgl. Bleicher & Featherstone, 1997 [1982], S. 31).

Von der Signifikationsstruktur trennt Giddens analytisch die (1. b) *Regeln der Legitimation*, die moralische bzw. normative Konventionen und Standards umfassen (vgl. Giddens, 1997, S. 81).<sup>37</sup> Sie ermöglichen Handeln, da sie einen gemeinsamen Wertefundus darstellen, zugleich beschränken sie es, indem sie illegitimes Handeln negativ sanktionieren und formell oder informell unter Strafe stellen:

„[Die Regeln der Legitimation] ... zeigen an, was ‚man‘ tut – was als angemessen, fair, professionell gilt, als ‚guter Job‘, als berechtigt oder unberechtigt, erwünscht oder unerwünscht, geboten oder verpönt. Eingeschlossen ist Wissen über Weisen der Sanktionierung bis hin zum Ausschluß ...“ (Windeler, 2001, S. 311).

Es wird deutlich: Die Strukturierungstheorie bezieht sich nicht allein auf normative Regeln, die etwa bei Parsons (1949) noch den ‚Zement‘ des gesellschaftlichen Zusammenhaltes darstellen sollten, sondern nimmt auch *vornormative* bzw. *vorvertragliche* Grundlagen der Gesellschaft in Form ihrer Sinn- und Bedeutungsstruktur auf. Damit ist sie anschlussfähig an den soziologischen Neo-Institutionalismus, wie ich an anderer Stelle gezeigt habe (vgl. Buschow, 2012).

Wenn in der Darlegung des Giddens’schen Akteursmodells gesagt wurde, dass jedes Handeln Macht logisch einschließt, muss etwas existieren, auf das die Handelnden sich im Handlungsvollzug instrumentell stützen können. Hierzu führt Giddens den zweiten elementaren Bestandteil von Struktur ein: die (2.) *Ressourcen*. „Sie sind [...] nicht mehr nur Themen der Kommunikation, soziale Konstruktionen des Diskurses oder sinnhafte Projektionen der handelnden Akteure, sondern materielle Bestandteile der Praktiken, die aktiv auf den Vollzug der Praxis wirken“ (Hillebrandt, 2015a, S. 24). Eine solche materielle Dimension fehlt vielen Theorieansätzen mit integrativem Charakter, sodass die gesellschaftlichen (Produktions-)mittel nicht betrachtet werden können (zu einer entsprechenden Kritik der ‚deus ex machina‘ im Neo-Institutionalismus vgl. Buschow, 2012, S. 32). Giddens (1979, S. 100–101) dagegen entwickelt ja gerade aus seiner Marx-Lektüre und -Kritik die Idee der (Re-)produktion der Gesellschaft (vgl. Kapitel 2.2). Aus dieser Beschäftigung mit der Marx’schen Theorie leitet er dann auch zwei Ressourcenformen ab: (2. a) *allokative Ressourcen* einerseits und (2. b) *autoritative Ressourcen* andererseits (ebd., 1997, S. 86; S. 313–320). Allokative (ökonomische oder technische) Ressourcen beziehen sich auf die Herrschaft des Menschen über Objekte bzw. die Natur, über Technologie, Produktionsmittel und Güter;

<sup>37</sup> Gesetze, Richtlinien, Verordnungen, Verträge etc. dagegen versteht Giddens (1997, S. 73) eher als kodifizierte Interpretationsregeln für grundlegendere Regeln: „Sie sollten nicht als Exemplifizierung von Regeln im allgemeinen genommen werden, sondern als spezifische Typen einer formulierten Regel, die dank ihrer offenen Formulierung spezifische Eigenschaften annehmen“ (ebd.; vgl. dazu kritisch: Cruickshank, 2003, S. 81–83). Schon mit Bezug auf Wittgensteins Regelregressargument (vgl. Kapitel 6) ist aber zu bezweifeln, dass sie jemals in ihrer genuinen Form angewandt werden können (vgl. Ortmann, 2003).

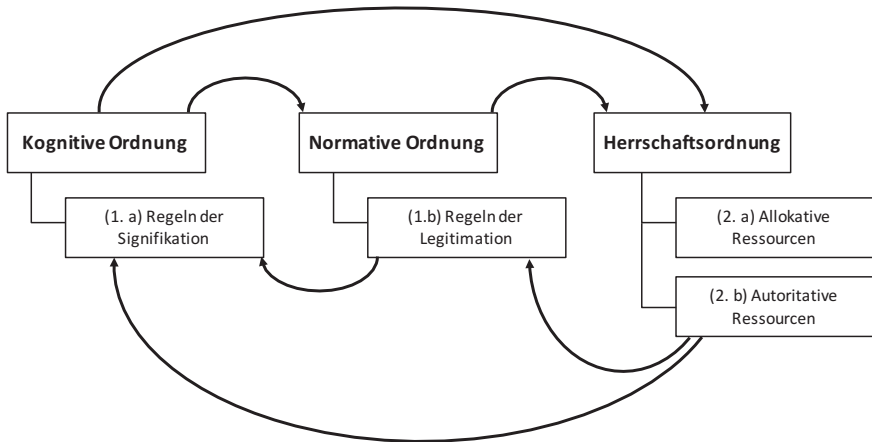
Marx kaprizierte sich auf sie (vgl. Giddens, 1981, S. 4). Autoritative (politische oder administrative) Ressourcen begründen ein Vermögen zur Umgestaltung, hergeleitet aus der Herrschaft über Akteure, Menschen und ihre Lebenschancen. Macht selbst ist dagegen keine Ressource, sondern genuiner Bestandteil jeglichen Handelns, wie oben gezeigt wurde – sie ist nicht auf Ressourcen reduzierbar (vgl. Giddens, 1979, S. 91–92). Ressourcen wirken ermöglichend, da sie die gesellschaftlichen (Re-)Produktionsmittel darstellen, und schränken das Handeln ebenso ein, weil ihnen eine bestimmte Herrschaftsordnung, die den Zugriff auf diese Mittel reguliert, inhärent ist. Ferner können sie materielle oder physische Sachzwänge ausüben. Für die Anwendung von Ressourcen gilt indes, was oben über Regeln gesagt wurde: Auch sie sind allein ‚virtuell‘ verankert, selbst wenn sie in materieller Form vorliegend über die soziale Welt hinausweisen. Die Anwendung von Ressourcen im konkreten Handlungsvollzug wird erst aufgrund von Wissensbeständen und Erinnerungsspuren der Akteure möglich: Nur wenn bekannt ist, wie ein Hammer – Heideggers berühmtes Beispiel – in einem bestimmten Kontext zu verwenden ist, wird dieser zu einer Ressource für einen Akteur (vgl. Giddens, 1997, S. 86; auch Ortman, 2008a, S. 188–189)<sup>38</sup>, und erst in Interaktionen mit anderen werden Ressourcen als Machtmittel anerkannt (vgl. Forst, 2014).<sup>39</sup>

Die Elemente von Struktur entwickelt Giddens aus den drei „universellen“ „Grund-“Begriffen der Sozialwissenschaften, die er in seiner Beschäftigung mit den verschiedenen Schulen der soziologischen Forschung entfaltet (vgl. ebd., 1984, S. 198; ebd., 1981, S. 46–47). Signifikation als strukturelles Charakteristikum resultiert vor allem aus der soziologischen Phänomenologie, dem symbolischen Interaktionismus, der Ethnomethodologie und dem Sozialkonstruktivismus sensu Berger und Luckmann; Legitimation aus dem Strukturfunktionalismus von Durkheim und Parsons; Herrschaft aus auf Marx zurückgehenden Konflikttheorien und aus der Soziologie Max Webers (vgl. auch Miebach, 2006, S. 377; Stones, 2005, S. 18).

---

<sup>38</sup> Diese soziale (Re-)produktion hat für Medien wohl Raymond Williams (2003 [1974]) anhand der Institutionalisierung des Fernsehens in seiner „kulturellen Form“ als angeeignetes, kontingent genutztes Medium (und eben nicht als deterministische Technologie) am instruktivsten gezeigt (vgl. Winter, 2006c, S. 51–53; Winter & Dürrenberg, 2011).

<sup>39</sup> „... any analysis of power must leave room for a distinction between the cases where you welcome a tank as liberating, where you fear it, and where you see it as an enemy but nonetheless no longer fear it. In the latter case, the tank can still be a major force and an objective threat when viewed from an observer's perspective, but it has lost its power over you. It has physical force over you, but no longer any human, normative power guiding your thoughts“ (Forst, 2014, S. 4).

**Abbildung 3: Die analytische Dreiteiligkeit von Struktur**

Quelle: Eigene Darstellung in Anlehnung an Giddens (1984; 1979, 1997)

Die von Giddens differenzierten Regeln und Ressourcen können bestimmten Ordnungsdimensionen von Struktur zugeordnet werden (vgl. Abbildung 3). Jede konkrete soziale Ordnung umfasst entsprechend folgende Strukturmomente – institutionalisierte Aspekte, die sich über Raum und Zeit hinweg erstrecken (vgl. Giddens, 1997, S. 240):

- eine *kognitive Ordnung*, deren Regeln der Signifikation bestimmte Deutungsschemata, etwa die Bedeutung und den Sinn von Begriffen, Aussagen, Zusammenhängen, Kausalitäten, Wissen, Denkweisen usw. markieren,
- eine *normative Ordnung*, deren Regeln die Normen, Werte und Standards bestimmen, und
- eine *Herrschaftsordnung*, die die Verteilung von allokativen und autoritativen Ressourcen bzw. Machtmitteln festlegt.

Alle drei Ordnungsdimensionen sind jeder Praxis inhärent und schaffen die ermöglichende sowie beschränkende Grundlage für Handeln, genauso wie sie – der zentralen Denkfigur der Dualität von Handeln und Struktur folgend (vgl. Kapitel 2.2) – in ihrer Anwendung im konkreten Handlungsvollzug (re-)produziert werden. Ihre Trennung kann immer nur eine analytische sein, in praxi wirken stets alle Momente zusammen: Sinnkonstituierende Regeln können auch einen normativen Moment mitführen, wenn dieser Sinn verletzt wird. Normen rekurrieren stets, selbst wenn sie in Gesetzen kodifiziert sind, auf vornormative Bedeutungsstruktur. Regeln können im konkreten Handeln zu Ressourcen und Machtmitteln werden (vgl. Giddens, 1997, S. 84; Buschow, 2012, S. 46). Die in Abbildung 3 dargestellten Pfeile zwischen den

Strukturmomenten verdeutlichen, dass alle Ordnungsdimensionen stets ermöglichend wie beschränkend zusammenwirken: Jede konkrete soziale Ordnung ist eine kognitive Ordnung *und* eine normative Ordnung *und* eine Herrschaftsordnung.

### 2.2.3 Soziale Praktiken als Vermittlungsinstanzen: Wie werden Handeln und Struktur verknüpft?

*„Das zentrale Forschungsfeld der Sozialwissenschaften besteht [...] weder in der Erfahrung des individuellen Akteurs noch in der Existenz irgendeiner gesellschaftlichen Totalität, sondern in den über Zeit und Raum geregelten gesellschaftlichen Praktiken“*

Anthony Giddens (1997, S. 52)

Bisher habe ich darauf abgestellt, wie die analytisch getrennten Ebenen des Handelns und der Struktur im Giddens'schen Ansatz grundlegend ausgestaltet sind. Erst in der prozessualen Vermittlung von Handlungs- und Strukturperspektive erfüllen Praxis- und Strukturtheorie jedoch ihre eigenen Ansprüche. Es genügt nicht, beide als getrennte Untersuchungskontexte nur lose nebeneinanderzustellen.

Praxistheorien gehen von der Grundannahme aus, dass die Vermittlung von Handeln und Struktur nicht (allein) durch z. B. Kommunikation, Funktionscodes oder Normen, sondern vielmehr *in und durch soziale Praktiken* geschieht<sup>40</sup> – sie sind die „Transmissionsriemen der Strukturvermittlung“ (Schmidt, 2012, S. 216). Da

- diskrete, lokalisierte *Handlungen* von Subjekten keinen alleinigen Fokus einer Forschung, die generalisierende Aussagen treffen will, bilden können (das war Giddens' Kritik an einem Situationalismus der interpretativen Soziologie und ihrer isolierenden „Inselforschung“; vgl. Kapitel 2.2.1) und
- Struktur weder substantiiert als eigenständige Entität existiert noch direkt beobachtet werden kann (sie hat keinen Ort abseits der Erinnerungsspuren der Akteure und keinen Moment abseits ihres handelnden In-Kraft-Setzens; vgl. Kapitel 2.2.2),
- *sind soziale Praktiken die maßgeblichen Bezugspunkte einer jeden praxis- und strukturtheoretischen Untersuchung* (vgl. Giddens, 1997, S. 35; ebd., 1990b, S. 301; Reckwitz, 2002; Schatzki, 2002; Shove et al., 2012).

Was aber ‚sind‘ soziale Praktiken?

<sup>40</sup> In der Strukturtheorie führt Giddens die analytische Kategorie der „Modalitäten“ im Analysewerkzeug der „Dimensionen der Dualität von Struktur“ ein, jedoch m. E. ohne dabei ihre analytischen Vorzüge herauszuarbeiten (vgl. Giddens, 1984, S. 148–149; ebd., 1979, S. 81–82; ebd., 1997, S. 81). Ich blende diese Kategorie daher im Folgenden forschungspragmatisch aus, wohlwissend, dass zu ihr umfangreiche Diskussionen vorliegen (vgl. u. a. Becker, 1996, S. 135–137; Duschek, 2001; Kießling, 1988b, S. 158).

Soziale Praktiken werden definiert als überindividuell wiederkehrende, von den Akteuren wechselseitig anerkannte Handlungsmuster, die sowohl Regeln als auch Ressourcen einbinden.

Entfaltet man diese Definition, dann wird erstens postuliert, Praktiken würden *überindividuell wiederkehren*. Sie werden demnach nicht allein von einzelnen Subjekten bewerkstelligt, sondern unter unbestimmt vielen verschiedenen Akteuren und über unterschiedliche raumzeitliche Kontexte hinweg geteilt, d. h. immer wieder rekursiv von diesen Akteuren hervorgebracht. Akteure, die den Vollzug einer Praktik beobachten, verstehen diese Praktik regelmäßig als eine solche – so kommt es, dass sie *von den Akteuren wechselseitig anerkannt* werden. Becker konkretisiert, dass keineswegs schon jedes Handeln eine Praktik darstellt:

„Von sozialen Praktiken kann man erst dann sprechen, wenn das Muster in andere raumzeitliche Kontexte übertragen wird, also wenn es etwa auf Interaktionen mit anderen Interaktionspartnern angewandt oder zwischen denselben Personen über einen längeren Zeitraum hinweg stabil gehalten wird“ (Becker, 1996, S. 121).

Zweitens binden soziale Praktiken, dieser auf Giddens zurückgehenden Definition folgend, stets Struktur, d. h. Regeln *und* Ressourcen, ein.<sup>41</sup> Das bedeutet, dass sie an alle drei zuvor differenzierten Ordnungsdimensionen (vgl. Kapitel 2.2.2; dort Abbildung 3) angebunden sind, die in konkreter Forschung stets ‚mitlaufen‘: Soziale Praktiken sind mit bestimmten Denkweisen (kognitive Ordnung), mit Normen (normative Ordnung) und allokativen sowie autoritativen Ressourcen (Herrschaftsordnung) verwoben, die im Prozess der Bewerkstelligung einer Praktik fortfolgend integriert werden.<sup>42</sup> Indem all diese Elemente Berücksichtigung finden – und nicht etwa nur allein Kommunikation –, streben Praxistheorien eine explizit antireduktionistische Lösung des sozialwissenschaftlichen Vermittlungsproblems an, die mit hier postulierten erkenntnistheoretischen Prämissen zusammenpasst (vgl. Kapitel 1.2).

Diejenigen sozialen Praktiken, die die größte Ausdehnung in Raum und Zeit besitzen, werden von Giddens als institutionalisiert bezeichnet (vgl. Giddens, 1997, S.

<sup>41</sup> „Eine Praktik – wie etwa die Praktik des Schreibens – bezieht sich dann auf eine Mikroeinheit, eine Alltags- und Kulturtechnik, die aber notwendigerweise – im Beispielfall etwa im spezifisch trainierten Schreibkörper, in den Schreibwerkzeugen, Schreiborten etc. – durch materiale Einheiten getragen wird, die die Praktik ebenso ermöglichen wie einschränken“ (Reckwitz, 2014, S. 23; vgl. auch Schmidt, 2012). Auf die spezifische Körpergebundenheit von Praktiken (Schatzki: *doings*), die Praxistheorien gemeinhin als Vermittlungsinstanz akzentuieren (vgl. Gärtner, 2007; Hillebrandt, 2015a/b; Schatzki, 2002), gehe ich hier nicht gesondert ein, da sie in dieser Studie, in der es primär um die gesellschaftliche Distribution von Praktiken geht, nicht im Zentrum des Forschungsinteresses steht (vgl. aber Kapitel 8.2.3).

<sup>42</sup> Schon in Kapitel 2.2.2 wurde ja gesagt, dass Regeln und Ressourcen (Struktur) keine Bedeutung abseits ihrer praktischen Integration – ihres ‚In-Kraft-setzens‘, ihrer Instanzierung (*instantiation*) oder Aufführung (*enactment*) – besitzen. Mir ist bewusst, dass sich etwa die Definition von Schatzki (2002) weit komplexer darstellt als der hier unterbreitete Vorschlag, den ich forschungspragmatisch aber für hinreichend erachte.

69) – nicht selten überdauern sie die Existenz einzelner Akteure als ‚Träger einer Praxis‘ und erscheinen den Akteuren gerade deshalb als reifiziert oder objektiviert (vgl. Kapitel 2.2.2), wenn sie denn überhaupt diskursiv reflektiert werden und nicht vielmehr bloß handlungspraktisch verankert sind (vgl. Kapitel 2.2.1): „Es handelt sich um Praktiken, die über einen langen Zeitraum als in hohem Maße selbstverständlich und unhinterfragt praktiziert werden“ (Schiller-Merkens, 2008, S. 137).

Cappallo (2005, S. 213–214; ebd., S. 365) differenziert in Abhängigkeit von der jeweiligen Beobachterperspektive zwischen „originären Praktiken“ einerseits und „derivativen Praktiken“ andererseits. Derivative Praktiken wirken ermöglichend, unterstützend, koordinierend, regulierend, begrenzend usw. auf originäre Praktiken – und dadurch mittelbar auf die jeweilige soziale Praxis.

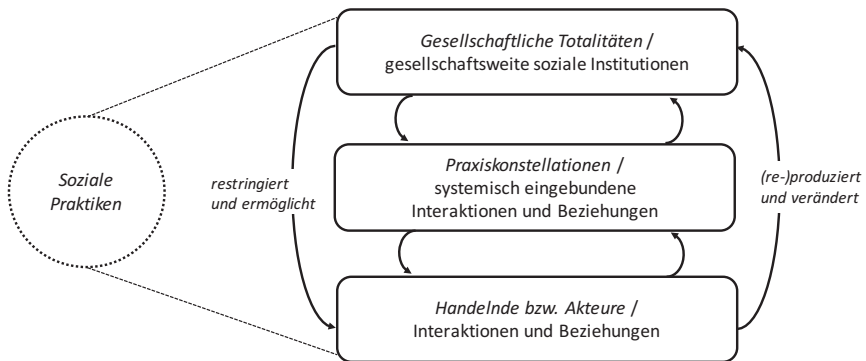
Diese analytische Trennung betont bereits, dass soziale Praktiken offenbar untereinander verkoppelt werden. Sie sind die ineinander verflochtenen, vernetzten Grundbausteine der analytischen Konstellationen, die hier als *Praxis* bzw. *Praxiskonstellationen* bezeichnet werden und eine gewisse Geordnetheit des Sozialen anzeigen.<sup>43</sup> Soziale Praktiken konstituieren demnach Ordnung, und Ordnung wiederum konstituiert soziale Praktiken.<sup>44</sup> Praxis wird verstanden als verstetigte, aber prinzipiell un abgeschlossene, immer wieder aufs Neue erzeugte Interaktions- und Beziehungsmuster zwischen mehreren Handelnden (oder Kollektiven) über Zeit und Raum (vgl. Giddens, 1989, S. 254; ebd., 1990b, S. 302; ebd., 1997, S. 68–69). Die Gesellschaft (mit Windeler: *gesellschaftliche Totalität*), in der Akteure handeln, kann als Praxis konzeptualisiert werden und zerfällt wieder – ähnlich der Schichten einer Zwiebel – in vielfache,

<sup>43</sup> Giddens bezeichnet diese Geordnetheit von Praxis in seinen Schriften als „soziale Systeme“. Dabei darf der Systembegriff jedoch nicht, wie im Funktionalismus, mit dem Strukturbegriff konfundiert werden: Soziale Systeme sind nicht klar abgrenzbare Sphären, die auf Grundlage ihrer Funktion für die Gesellschaft differenziert werden könnten (vgl. Hillebrandt, 2015a, S. 32). So geht Giddens (1997, S. 216–222) davon aus, dass soziale Systeme zwar auf Dauer gestellt, prinzipiell aber offen sind und sich vielmehr aus den Interaktions- und Beziehungszusammenhängen der Akteure ergeben, als dass sie jene determinieren: Soziale Systeme sind in der Strukturierungstheorie pragmatische Analysezuschnitte, keine Realphänomene. Im Lichte der gewichtigen Theorietradition, die den Systembegriff in Anschlag bringt, wirft Windeler (2014) Giddens m. E. jedoch zu Recht vor, „äußerst leichtfertig“ (S. 247, Fn. 29) mit dieser Begrifflichkeit umzugehen; hier scheinen wohl Relikte des Funktionalismus auf. Da ich in dieser Studie explizit die Unterschiede zur Systemtheorie Luhmann’scher Provenienz profilieren werde, werde ich alternativ den weniger ‚theoretisch vorbelasteten‘ Terminus der *Praxiskonstellation* anstelle von *sozialem System* verwenden. Auch weitere Begriffe wären denkbar (und zeigen gleichzeitig die Pluralität der Praxis-theorien): z.B. Raum (vgl. Raabe, 2004a, S. 124–125), soziale Welten, Praxisformationen (vgl. Hillebrandt, 2015a), soziales Feld (vgl. Bourdieu, 1976), Praktikenbündel (Schatzki, 2002) oder practice fields (Lounsbury & Crumley, 2007). Fruchtbar wäre es m. E., das Castells’sche Netzwerkkonzept mit Schatzki’s Überlegungen zu Netzwerken von Praktiken zusammenzubringen. Darauf kann ich hier nicht weiter eingehen.

<sup>44</sup> Derselbe Mechanismus gilt auch für Subjekte als Träger einer Praxis: Praxistheorien „... kritisieren [...] die Annahme eines bereits fertig gegebenen Entscheidungssubjektes. Stattdessen ist auf die Verfertigung von Mithandelnden als bestimmten Subjekten durch die Teilnahme an Praktiken zu achten. Angenommen wird, dass mit dem Erwerb von Praktiken die Konstitution von Individuen einhergeht ...“ (Gärtner, 2007, S. 369; vgl. auch Schäfer, 2016b, S. 148–149; Shove et al., 2012, S. 125–126).

hierarchisch gliederbare ‚Ebenen‘ der rekursiven (Re-)produktion, deren analytische Unterscheidung je nach thematischem Fokus sowie Skalierungs- und Detailgrad einer Untersuchung sinnvoll sein kann (vgl. Giddens, 1997, S. 217; ebd., 1981, S. 45). Als Praxiskonstellationen beschrieben werden dann etwa Gruppen (z. B. Familien), Gemeinschaften, Organisationen, soziale Bewegungen, Netzwerke oder Märkte, die jeweils in die gesellschaftliche Totalität eingebettet sind. Abbildung 4 greift diese Differenzierung in einer Gesamtschau auf und stellt sie in den Kontext der Denkfigur der rekursiven (Re-)produktion von Gesellschaft (Dualität von Handeln und Struktur; vgl. Kapitel 2.2, dort Abbildung 1).

**Abbildung 4: Allgemeine Darstellung der gesellschaftlichen Konstitution als Reproduktionskreislauf aus strukturationstheoretischer Perspektive**



Quelle: verändert nach Windeler (2001, *passim*; ebd., 2014, S. 228); zurückgehend auf Giddens (1990b, S. 301)

#### 2.2.4 Stabilität und Wandel: Wie kommt es zu Kontinuität und Veränderung?

Die relative Stabilität einer fokalen Praxiskonstellations wird vor allem durch Routine und Tradition erzeugt: Zahlreiche soziale Praktiken des Alltags werden immer wieder routinisiert hervorgebracht. So verfestigen sich in analytischer Weise als ‚deterministisch‘ zu bezeichnende – da durch unerkannte Handlungsbedingungen und un intendierte Handlungsfolgen gleichsam als Nebenprodukte erzeugte – Reproduktionskreisläufe (*reproduction circuits*). Je weiter eine fokale Praxis in Raum und Zeit greift, je mehr positive Rückkopplungen mit ihr verbunden sind und je mehr ihre sozialen



Praktiken institutionalisiert und untereinander vernetzt sind, desto größer ist ihre Widerstandskraft gegen Veränderung, desto eher wird sie ‚strukturkonform‘ fortgeschrieben (vgl. Giddens, 1997, S. 224).

Giddens (1997, S. 245) macht jedoch deutlich, dass die Analyse von Reproduktionskreisläufen „... nicht gleichbedeutend [ist] mit der Identifikation ausschließlich von Quellen sozialer Stabilität“ (vgl. auch ebd., S. 245–247). Routinen einer Praxis sind immer brüchig: In Folge ihrer Wissens- und Machtfähigkeit mobilisieren und interpretieren Akteure Struktur im konkreten Handeln – im Reproduktionskreislauf – immer auf eine bestimmte Art, die auch durch die jeweilige Situation und ihr (Vor-)Wissen bestimmt wird. Hier zeigt sich, dass Ordnung in Praxistheorien nicht naturalistisch, sondern selbstgeschaffen ist und auf den Fähigkeiten und Freiheitsgraden der Akteure gründet. Sie ist, um eine Metapher von Forst und Günther (2011, S. 16) aufzugreifen, eine „Bindung ohne Fessel“. Praxistheorie ist kein Konservatismus (vgl. Reckwitz, 2004; Schäfer, 2016b). Schon bei Giddens ist Transformation wesentlich in die Grundfeste der Theorie eingeschrieben, Praxis unterliegt einer ‚ewigen Vorläufigkeit‘.

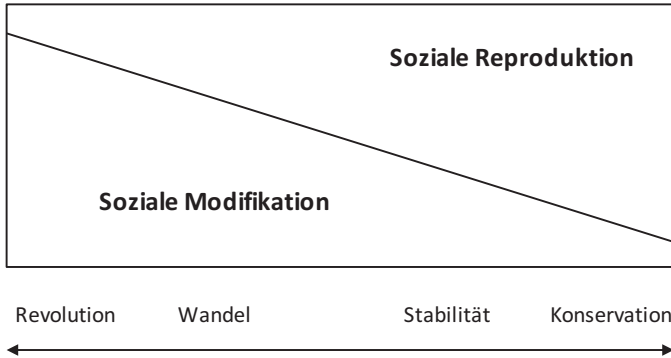
Die kontextbezogene, situative Reinterpretation und Variation von sozialen Praktiken im Handeln – z. B. der Einbezug gänzlich neuer Ressourcen wie digitale Netzwerkmedien oder ein nur selektiver Rückgriff auf bestimmte Struktur – kann demnach die Signifikations-, Legitimations- und Herrschaftsordnung einer Praxis modifizieren. Wird an diese Variation oder Neuschöpfung angeknüpft, wird sie anhaltend fortgeschrieben, dann breitet sie sich aus und kann so Bestandteil des geteilten Wissens der Akteure werden: So entstehen veränderte Regeln und Ressourcen sozialer Praktiken oder völlig neue Praktiken, d. h. neue Regel-Ressourcen-Kombinationen. Ortmann (2008) geht so weit, von Stabilität als „irrelevantem Wandel“ (S. 103) zu sprechen. Auch Giddens akzentuiert, dass Strukturation ständig *sowohl* Kontinuität *als auch* Veränderung mitführt:

*„Jede Reproduktion ist jedoch notwendig Produktion: und in jeder Handlung, die zur Reproduktion einer ‚geordneten‘ Form gesellschaftlichen Lebens beiträgt, liegt der Keim des Wandels“* (Giddens, 1984, S. 124, H. i. O.; vgl. auch Giddens, 1979, S. 70).

Es wird deutlich, dass Stabilität einerseits und Veränderung andererseits zwei Seiten einer Münze sind, Ergebnisse derselben Dynamik – Ergebnis von Strukturation. Abbildung 5 trägt diese paradigmatische Annahme visuell anhand des Anteils von Reproduktion und Modifikation auf einer Skala von „Konservation“ bis „Revolution“ ab. So wie jeder Konservation von Struktur im Alltag eine unablässige, inkrementelle Modifikation inhärent ist (Ortmann [2010, S. 29–31] spricht von einem „Gleiten“, einem „practical drift“ hinter den Rücken der Akteure und von „shifting baselines“), kann auch jede Revolution nur mit einem gewissen Anteil von Reproduktion erfolgen: Nicht alles kann in Frage gestellt werden, nicht mit allem wird gebrochen, nicht

alles ist reversibel. Nur in konkreten Situationen lässt sich jeweils empirisch feststellen, welchen Stabilitätsgrad eine fokale Praxis aufweist.

**Abbildung 5: Reproduktion und Modifikation in der Strukturationstheorie**



Quelle: Eigene Darstellung in Anlehnung an Giddens (1989, S. 277; ebd., 1993, S. 5)

Modifikationen und Rekombinationen können unbeabsichtigt, inkrementell und kumulativ geschehen, etwa, wenn Akteure sich zwischen verschiedenen Praxiskonstellationen bewegen und dabei wechselseitig soziale Praktiken importiert werden (vgl. Giddens, 1979, S. 220), oder aber intendiert und deliberativ auf ein konkretes Ziel gerichtet sein. Gerade in letzterem Falle spielen in reflexiver Selbstregulation erkannte Handlungsbedingungen und der Versuch, Ergebnisse des Handelns zu steuern, eine wichtige Rolle. Die Menschen wählen zwar – wie schon Marx feststellte (vgl. Kapitel 2.2.1) – nicht die Bedingungen, unter den sie handeln, doch sie können diese vorgefundenen Bedingungen zu verändern suchen. Exakt dies geschieht, wenn Medien entwickelt werden. So wird etwa in Organisationen, anders als in anonymen Ansammlungen von Menschen, ein besonderes Gewicht auf die Reflexion und Steuerung der inhärenten Strukturation gelegt (vgl. Giddens, 1990b, S. 303; vertiefend siehe auch Kapitel 3.2). Die Strukturationstheorie erlaubt es, die (Re-)produktion einer Praxis gleichzeitig voluntaristisch und deterministisch zu denken – beide Konstitutionsweisen wirken jederzeit am Werden von Ordnung mit; empirisch kann nur *in situ* bestimmt werden, welche Konstitutionsweise in einer fokalen Praxis zu einem Zeitpunkt  $t$  überwiegt.

Das bedeutet aber auch: Obwohl Akteure Ziele verfolgen, Modifikationen konkret anstreben und Macht besitzen, kann die Veränderung einer Praxis niemals ihr alleiniges, bewusstes Werk sein: „Das soziale Leben ist in vielen Hinsichten nicht das intentionale Produkt seiner es konstituierenden Akteure, trotz der Tatsache, daß das

Alltagsverhalten fortwährend in einer zweckgerichteten Weise ausgeführt wird“ (Giddens, 1997, S. 401). Vielmehr wird eine Praxis aus dem kontingenten Zusammenspiel verschiedener Handelnder, ihrer zu einem großen Teil routinisierten und selbstverständlichen Alltagshandlungen, der intendierten und nicht-intendierten Handlungsfolgen sowie unerkannter Handlungsbedingungen hervorgebracht (vgl. Kapitel 2.2.1).

Die Entwicklung einer Praxis folgt daher keiner übergreifenden Logik, ist kein kontinuierlicher „onward march“ (Bleicher & Featherstone, 1997 [1982], S. 33–34): Sowohl deterministische Evolutionsmodellen der Gesellschaft, die von einer ständigen, unlinearen Höherentwicklung ausgehen, als auch historizistischen Erklärungen auf Basis zeithistorisch unabhängiger Gesetzmäßigkeiten muss daher mit Giddens (1997, S. 281–334; vgl. ebd., 1981) widersprochen werden. Ob Wohlstand, Leistungsfähigkeit, Prosperität etc. durch Veränderung gesteigert werden – es also zu ‚Fortschritt‘ kommt –, ist nicht ausgemacht. Angelehnt an seine Lesart der „Protestantischen Ethik“ Max Webers<sup>45</sup> resümiert Giddens, Veränderung sei aufgrund der Wirkmächtigkeit der Akteure gerade nicht prognostizierbar:

„Wenn alles soziale Leben kontingent ist, dann besteht jedweder soziale Wandel aus Koinzidenzen. Dies heißt, daß er von der Koinzidenz von Umständen und Ereignissen abhängt, die, den Veränderungen des Kontextes entsprechend, ganz verschieden sein können, wobei Kontext (immer) die von den Handelnden bewußt betriebene Steuerung der Bedingungen, unter denen sie ‚Geschichte machen‘, beinhaltet“ (Giddens, 1997, S. 301; vgl. auch ebd., S. 308).<sup>46</sup>

Alternativ schlägt Giddens vor, zwei oder mehr unterscheidbare „Episoden“ (ebd., S. 301) relativer Routinisierung und Stabilität von Praxis auszumachen, durch deren Gegenüberstellung deutliche Diskontinuitäten einer fokalen Praxis in einem zeitlich und ggf. lokal abgegrenzten Rahmen abgetragen werden können (vgl. Görg, 1994, S. 63). Die Anfangs- und Endpunkte dieser Episoden, so viel sollte einer konstruktivistisch informierten Sozialwissenschaft bewusst sein, müssen dabei jedoch immer arbiträre Setzungen bleiben, die zur Diskussion stehen.

Die praxistheoretische Konzeption sensibilisiert dafür, dass Wandel nie allein auf einzelne, hoch abstrakte Ursachen (wie ökonomische Produktionsverhältnisse) oder auf exogenen Faktoren, die außerhalb des Handelns der Akteure liegen (z. B. exogene Schocks), reduzierbar ist. Sie verweist darauf, dass z. B. eine neue Technologie allein

<sup>45</sup> In seinem Vorwort zur englischen Ausgabe der ‚Protestantischen Ethik‘ schreibt Giddens einleitend: „Rather the work [Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus; C. B.] expresses his [Webers] conviction that there are no ‘laws of history’: the emergence of modern capitalism in the West was an outcome of an historically specific conjunction of events“ (Giddens, 1992a [1976], S. xviii; vgl. aber auch kritisch Giddens, 1992b).

<sup>46</sup> Wer die Strukturierungstheorie für Prognosen nutzbar machen will, dem kann es ergehen wie Bertrand Russells Truthahn, der zwar seine opportune Beobachtung, regelmäßig jeden Tag gefüttert zu werden, extrapolierte, an Thanksgiving aber doch seinen Kopf verlor (vgl. Chalmers, 2007, S. 38).

noch nichts ändert: Eine solche muss von den Akteuren überhaupt erst als bedeutende Ressource erkannt und in die rekursive (Re-)produktion einer fokalen Praxis ‚eingelagert‘ werden, um im Handeln einen Wandel dieser Praxis anzutreiben. Neue Regeln und Ressourcen müssen sich stets *in situ* bewähren.

Zu den Indikatoren von Veränderung gibt Giddens (1979, S. 215–231; v.a. auch ebd., 1990a; 1990b) einige Hinweise: Ein bedeutendes Anzeichen ist demnach die zunehmende Entroutinisierung (*de-routinisation*) sozialer Praktiken. In der Spätmoderne als „reflexives Zeitalter“ (Giddens, 1990a/b; Beck, Giddens & Lash, 1996), in welchem zunehmend mehr Wissen nicht mehr nur handlungspraktisch, sondern diskursiv bewusst ist, hinterfragen Akteure mehr und mehr die Gültigkeit bestimmter Regeln und die Anwendung von Ressourcen sowie die Bedingungen und Folgen ihres Handelns innerhalb einer fokalen Praxis (vgl. Giddens, 1997, S. 255–262; vgl. auch Ortmann, 2009). Traditionen (*taken-for-grantedness*), die in Agrargesellschaften noch eine wesentliche Grundlage der routinisierten (Re-)produktion waren, verlieren an Bedeutung. Es entstehen „kritische Situationen“ (Giddens, 1984, S. 143; vgl. auch ebd., 1979, S. 228–229), in welchen „gewöhnheitsmäßige Begründungen fundamental durcheinander [geraten]“ (ebd., 1984, S. 143). Giddens (1989, S. 277–278; ebd., 1990b, S. 220) plausibilisiert dies am Beispiel sozialer Bewegungen als ‚Hebel des Wandels‘ (*levers of change*), die sich von bestehenden Sets von Regeln und Ressourcen aktiv distanzieren und Widerstände gegen diese mobilisieren. Durch die diskursive ‚Verfügbarmachung‘ – den Übergang handlungspraktischen in diskursives Wissen – werden schließlich auch *strukturelle Widersprüche* deutlich, die in jede Reproduktion einer fokalen Praxis eingelagert sind, denn diese ist niemals „aus einem Guss“ (vgl. ebd., 1997, S. 267). Widersprüche und Ambivalenzen gehen darauf zurück, dass einzelne Regeln und Ressourcen sich gegenseitig ausschließen – sie konfliktieren (vgl. ebd., 1997, S. 248–255):

„Widersprüche drücken unterschiedliche Lebensweisen und Verteilungen von Lebenschancen im Hinblick auf mögliche Welten aus, welche die tatsächliche Welt als ihr innewohnend offenbart. Doch führen Widersprüche nicht unausweichlich zu Konflikten, weil die Bedingungen unter denen Handelnde sich nicht nur ihrer Interessen bewußt, sondern auch imstande und motiviert sind, ihnen gemäß zu handeln, einen großen Spielraum lassen“ (Giddens, 1997, S. 254).

Giddens wehrt sich also auch hier gegen Marx’ deterministische Annahme einer Zwangsläufigkeit von (Klassen-)konflikten (vgl. Giddens, 1997, S. 337). Kommt es dennoch zu Auseinandersetzungen, so bemühen sich die einzelnen Interessensparteien<sup>47</sup> darum, den Ausgang dieser Konflikte in ihrem Sinne zu steuern, indem sie ihr Handeln diskursiv bewusst machen und reflexiv steuern. Struktur als grundlegende

<sup>47</sup> Auch *innerhalb* der herrschenden Gruppen gibt es aber Widersprüche, die auf Marx zurückgehende Ansätze selten in den Blick bekommen, da sie, so Giddens, eine einzelne Klasse als ‚agent of change‘ verstehen (vgl. Bleicher & Featherstone, 1997 [1982], S. 26–27).

Bedingungen ihrer Interessen erscheint ihnen dann bisweilen wieder reifiziert in Form externer Objekte, die sie zu verändern suchen (vgl. Giddens, 1993, S. 6–7). Diese transformatorischen Bemühungen hängen gleichwohl erneut von den Regeln und Ressourcen – vor allem der Herrschaftsordnung – in einer fokalen Praxis ab. Strukturationstheoretisch gewendet kann es kein Handeln ‚außerhalb‘ von Struktur geben (vgl. ebd., 1997, S. 388). Die Veränderung von Regeln fällt freilich – je nach Reichweite und Verankerung einer Regel – unterschiedlich schwierig aus (vgl. Archer, 1997 [1982]; Craib, 1992, S. 150–151). Zygmunt Bauman (1997 [1989]) hat außerdem darauf hingewiesen, dass gesellschaftlich unterschiedliche Strukturationschancen bestehen: „Some are in a position to ‚structure‘ more than to ‚be structured‘ ...“ (S. 223; vgl. auch Mouzelis, 1997 [1989]; Schiller-Merkens, 2008, S. 197–202 spricht von „Machtdivergenzen“). Die Entwicklung der gesellschaftlichen Produktionsmittel, also der allokativen und autoritativen Ressourcen (hier ist Giddens nahe bei Marx), kann diese Herrschaftsordnung und die Einflusspotenziale, wenn auch nicht als „prime causal role“ (Giddens, 1990b, S. 300; ebd., 1985b, S. 173), doch aber grundlegend verändern (vgl. ebd., 1997, S. 313–320).

Giddens gibt wichtige Hinweise, wie Veränderung praxistheoretisch (und damit antireduktionistisch und multiperspektivisch) zu fassen ist. In diesem Zuge entwickelt er im Grunde wiederum eine Synthese von Mechanismen, die schon von zahlreichen Sozialwissenschaftlern vor ihm für die Beschreibung und Erklärung in Anschlag gebracht wurden: Unterbreitet werden bestimmte Schlaglichter, an die eine gegenstandsbezogene Analyse von Veränderung anschließen kann und die sie themenbezogen für lokale Situationen und Kontexte aktualisieren muss. Im Folgenden wird eine solche gegenstandsorientierte Aktualisierung unter Berücksichtigung der herausragenden Rolle von Medien und Kommunikation im Untersuchungskontext unternommen (vgl. Kapitel 2.3). Eine bedeutsame Kategorie bleibt bei Giddens derweil recht unterbelichtet: Der Abbruch einer Praxis, die Disruption von Ordnung, ihr Untergang – „Die Theorie der Praxis muss sich das Scheitern der Praxis vor Augen führen“, appelliert aktuell Richter (2015, S. 239).

## 2.2.5 Methodische Implikationen

Wenn, wie Praxistheorien argumentieren, die Genese von Neuem stets die kontingente Weiterentwicklung von Bestehendem ist – seine Modifikation und Rekonfiguration, jedoch keine ‚reine Produktion‘ in Form einer *creatio ex nihilo*<sup>48</sup> –, dann wird es für eine Untersuchung, die Veränderungen und Neuerungen in den Blick nimmt, vor allem von Interesse sein, den Prozess der veränderten Reproduktion einer fokalen

---

<sup>48</sup> Hans Rudi Fischer (2013) unterscheidet das *relativ Neue* als Rekombination bestehender Faktoren vom *radikal Neuen* als emergentem Phänomen, das nicht auf seine Ausgangsbedingungen reduziert werden und dessen Genese die Strukturationstheorie (wie jede Theorie?) nicht erklären kann (vgl. auch Elster, 1983; Ortman, 1999).

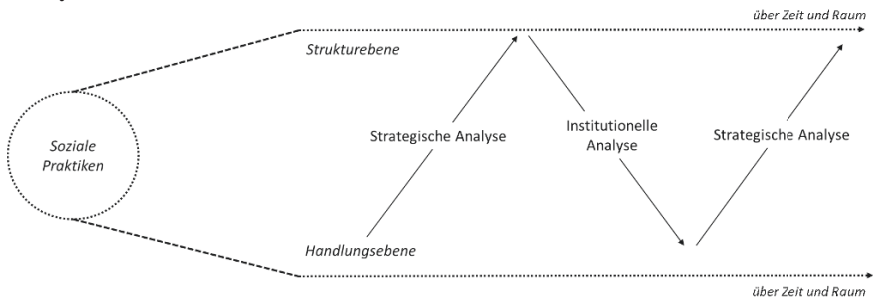
Praxis zu betrachten. Dabei deutet sich an, dass dieser Wandel praxistheoretisch über den handelnd in Kraft gesetzten Wandel sozialer Praktiken zu fassen sein wird. Giddens (1997, S. 342–412; 1989, S. 300) hat im Zuge der Strukturationstheorie daher eine methodische Neuorientierung der Sozialwissenschaften gefordert und diese u. a. mit den zur damaligen Zeit aufscheinenden Verschiebungen in den natur- und sozialwissenschaftlichen Erkenntnistheorien<sup>49</sup> und Methodologien begründet (vgl. ebd., 1984, S. 158–190). Sein Ziel ist es, auch auf forschungsmethodischer Ebene die dualitär zueinander positionierten, inkommensurablen Ansätze der Handlungs- und Strukturtheorie mittels prozessualer Forschung zu vermitteln – ohne dabei zu behaupten, die Strukturationstheorie sei „... a magical key that unlocks the mysteries of empirical research“ (Giddens, 1983, S. 77).

Ausgehend von der *doppelten Hermeneutik*, also der Annahme einer gegenseitigen Durchdringung sozialwissenschaftlicher und lebensweltlicher Bezugsrahmen (vgl. Giddens, 1997, S. 338; ebd., 1990b, S. 219; ebd., 1993, S. 9–15; Mullan, 1997 [1987], S. 88), muss sich jede Erforschung der sozialen Welt zunächst einen hermeneutischen Zugang zu ihrem Forschungsgegenstand verschaffen. Ohne Wissen um den Bedeutungshorizont, also darum, welches Handeln überhaupt in einer spezifischen Praxis geschieht und welches geteilte Wissen vorherrscht, wird die Forschung immer blind für dessen strukturelle Zusammenhänge bleiben.<sup>50</sup> Erst im Anschluss an eine solche sensibilisierende Gegenstandsexploration, die gleichzeitig bestimmte Vorannahmen und -urteile irritiert, schließen die von Giddens vorgeschlagenen Methoden der (a.) *institutionellen Analyse* sowie der (b.) *strategischen Analyse* an (vgl. Giddens, 1997, S. 335–412). Um dem Anspruch der Strukturationstheorie gerecht zu werden, Handeln und Struktur nur formell-analytisch zu trennen, wird in beiden Vorgehensweisen die jeweils korrespondierte Perspektive „eingeklammert“ (*methodological bracketing*). Auf beiden Ebenen ist der Gegenstand derselbe – die rekursiv reproduzierten sozialen Praktiken –, aber einmal steht Struktur als temporär fixierte Ordnung im Vordergrund, und ihre handelnd geschöpfte (Re-)produktion und Veränderung in und durch soziale Praktiken werden eingeklammert. Das andere Mal interessiert die im Handeln angewandte, *personifizierte* Struktur, und ihre abstrakte Form bleibt einstweilen ausgeblendet (vgl. Giddens, 1997, S. 192–198). Nur im Wechselspiel eines *gestalt-switch* (vgl. Kuhn, 1974, S. 2) können die beiden Methoden die stetige gesellschaftliche Strukturation angemessen erfassen (vgl. Abbildung 6).

<sup>49</sup> Vor allem im Rekurs auf die Schriften von Feyerabend (1976) und Kuhn (1996); vgl. Kapitel 1.2.

<sup>50</sup> Giddens argumentiert also implizit gegen die von Glaser vertretene, radikale Version der Grounded Theory, die jegliches Kontext- und Hintergrundwissen ausblenden will, um eine maximale Unvoreingenommenheit der Forschung zu ermöglichen (vgl. Strübing, 2007), und für einen Erklärungsmodus, der dem verstehend-erklärend Vorgehen bei Max Weber (2010 [1956]) nahesteht.

### Abbildung 6: Methodische Verknüpfung strategischer und institutioneller Analyse



Quelle: Eigene Darstellung in Anlehnung an Giddens (1997, S. 343) und Pozzebon & Pinsonneault (2005, S. 1365)

Ziel der institutionellen Analyse ist es, die Undurchsichtigkeit des Handelns (*opacity of action*), über dessen Bedingungen und Folgen die Akteure oft nur ein unspezifisches Alltagswissen haben, aufzuklären (vgl. Giddens, 1979, S. 144; Kapitel 2.2.1). In dieser Perspektive *erscheinen* soziale Praktiken fixiert, wird auf ihre Verkettung zu Ordnungsmustern abgestellt und werden sie auf ihre Effekte hin befragt. Die „Fertigkeiten und das Bewußtsein der Akteure“ (Giddens, 1997, S. 430) bleiben dabei für den Moment analytisch ‚eingeklammert‘.

Die strategische Analyse dagegen soll den Prozess der macht- und wissensbasierten Strukturierung erforschen (vgl. Kapitel 2.2.1). Auf dieser lebensweltlichen ‚Ebene‘ setzt die Untersuchung weder an einzelnen, situativen Handlungsakten noch am ständigen Handlungsstrom der Akteure an, der kaum je in seiner Komplexität erfasst werden kann. Auch sie sucht nach bestimmten Regelmäßigkeiten: In den sozialen Praktiken als typischen Handlungsmustern findet sie ihren Gegenstand. Rekonstruiert wird aus der Teilnehmerperspektive, was die Akteure mittels reproduzierter sozialer Praktiken konkret mit Struktur *tun*. So gerät dann auch ihre entweder beharrliche Stabilität oder allmähliche Aktualisierung, Verschiebung und Umdeutung *in praxi* in den Blick.

Giddens artikuliert nicht, in welcher Reihenfolge er die beiden Forschungsmethoden verknüpfen will. Analog zu Kießlings Interpretation (vgl. Kießling, 1988b, S. 163–168) kann aber vermutet werden, dass eine Untersuchung der Strukturdimensionen zumindest dann forschungspraktisch voranzugehen hat, wenn bereits ein bestimmtes, disziplinäres Vorwissen vorliegt und nicht allein induktiv theoriegenerierend vorgegangen werden soll. So muss die Struktur (systematisch historisch) rekonstruiert sein, um sinnvolle Aussagen über das auf sie zurückgreifende Handeln der Akteure treffen zu können:



„Für das Durchführen ‚strategischer Analysen‘ ist der Sozialwissenschaftler notwendigerweise auf die vorgängig generierten Forschungsergebnisse von Strukturanalysen angewiesen. Wenn man nämlich darstellen will, wie ein struktureller Inhalt ins Bewußtsein der Akteure tritt, [...] so muß man erst einmal diesen strukturellen Inhalt in abstrakter Form, in ‚Reinkultur‘ also, analysieren. Genau dies soll in ‚strukturellen Analysen‘ geschehen, und deshalb auch setzen ‚strategische Analysen‘ solche des ‚strukturellen‘ Typs voraus“ (Kießling, 1988b, S. 163, im Original teilweise kursiv).

Wie schon deutlich wurde, nimmt jeder Handelnde unweigerlich alltäglich an Strukturierung teil. Im Modus des diskursiv bewussten Handelns sind Akteure in gewisser Weise auch immer Sozialtheoretiker und -forscher, die Alltagstheorien über ihr Handeln in einer spezifischen Praxis, dessen Folgen usw. entwerfen (vgl. Giddens, 1993, S. 5):

„Es gibt keinen von Sozialwissenschaftlern identifizierbaren Mechanismus sozialer Organisation oder sozialer Reproduktion, den sich nicht auch handelnde Laien zu Bewußtsein bringen und aktiv in ihr Tun inkorporieren können“ (Giddens, 1997, S. 338).

Ein Forscher darf sich daher keine darüberhinausgehende Stellung, mit der er eine ‚Praxis‘ anleiten könnte, anmaßen (vgl. auch Kapitel 1.2). Sein Ziel kann es lediglich sein, solche Mechanismen, die den einzelnen Akteuren nur handlungspraktisch bewusst sind oder gar unerkant bleiben, zur Kenntnis zu bringen: Welche typischen Handlungsmuster finden sich in einer fokalen Praxis und weshalb? Wie werden sie (intendiert oder nicht-intendiert) verändert? Welche ggf. unbeabsichtigten Folgen zeitigen sie, und wie entstehen daraus pfadabhängige, eigendynamische oder selbstverstärkende Effekte? Die Handelnden können diese Fragen zwar prinzipiell eigenständig beantworten. Im Sinne einer gesellschaftlichen Arbeitsteilung scheint es aber nun gerade die Aufgabe der Wissenschaften, dort anzusetzen, wo alltägliche Reflexion und Vergegenwärtigung enden (vgl. Giddens, 1987, S. 21; ebd., 1997, S. 391–401). Auch Giddens kann und will so keine endgültigen Wahrheiten produzieren (er stimmt also im Prinzip mit den Konstruktivistinnen überein), aber er kann – konstruktivistisch gewendet – *viables* (gangbares und praktikables) Wissen aufdecken und diskursiv bewusst machen, das bislang (vielleicht) nur handlungspraktisch sedimentiert war (vgl. Kapitel 2.2.1). Gleichzeitig werden, einer kritischen Perspektive verpflichtet, die potenziellen Risiken und Probleme von bestimmten Konstitutionszusammenhängen, die die Akteure in ihrem alltäglichen Handlungsvollzug nur undeutlich oder überhaupt nicht sehen (wollen), ausgeleuchtet. In Verbindung leisten die institutionelle und die strategische Analyse damit einen Beitrag zur diskursiven Bewusstseinswerdung bedeutsamer Strukturationsprozesse einer fokalen Praxis. Die doppelte Hermeneutik (s. o.) nimmt an, dass diese Erkenntnisse sodann aus dem sozialwissenschaftlichen Bezugsrahmen in die Lebenswelt weitergegeben werden, wo sie von ‚lay actors‘ rezipiert und zu einer Grundlage von Handeln werden können (anders als in den Naturwissenschaften; Giddens formuliert zugespitzt, dass ‚Atome keine Textbücher

über sich selbst lösen<sup>51</sup>). Die Forschenden müssen sich dieses Feedbackzirkels – ihrer eigenen, performativen Verstrickung in Praxis – bewusst sein, um die Auswirkungen ihrer Untersuchungen reflektieren zu können, denn Theorien und vor allem von ihnen beschriebene Wirklichkeiten, die zu öffentlicher Kenntnis gebracht werden, zeitigen reale Folgen:<sup>51</sup>

„Theorie ist historisch, genealogisch und konstitutionslogisch aus Praxis hervorgegangen – [...] und sie mündet oder sickert wieder in Praxis ein, intendiert oder nicht: rekursive Konstitution, *re-entry*, Ergänzung oder Ersetzung – Kontamination inbegriffen“ (Ortmann, 2016, S. 27; H. i. O.).

Die empirische Forschungspraxis auf Grundlage seiner Theorie hat Giddens (1989, S. 294; ebd., 1990b, S. 213) explizit kritisiert, da sie oftmals ‚zu viel‘ wolle: Die Theorie werde nahezu vollständig in den Forschungsprozess gezwängt und müsse daran scheitern. Dagegen habe er schon in der *Konstitution der Gesellschaft* (ebd., 1997, S. 383) pragmatisch insistiert, dass die strukturationstheoretischen Grundlagen nur forschungsleitend sowie -sensibilisierend (*sensitizing concepts*) und vor allem selektiv einbezogen werden sollten. Operationalisierungen seien aus einer solch allgemeinen Sozialtheorie ohnehin nicht ableitbar:

„Die Terminologie der Theorie der Strukturierung sollte man [...] als sensibilisierendes Behelfsmittel für mannigfaltige Forschungszwecke betrachten, mehr nicht“ (Giddens, 1997, S. 383).

Auch Giddens (1981) selbst hat in der Anwendung der Strukturationstheorie auf konkrete Forschungskontexte nur Ausschnitte des Ansatzes genutzt – seine „ontology-in-general“ konnte er, wie Stones (2005) anmerkt, nicht pragmatisch in eine „ontology-in-situ“ übersetzen (dazu kritisch vgl. Gane, 1997 [1983]; zu einer Typologie der Verwendung in Forschungsarbeiten vgl. Bryant & Jary, 2001a).<sup>52</sup> Die abstrakten Kon-

<sup>51</sup> So kann man z. B. fragen, welchen Einfluss die neoklassische Erforschung von Wirtschaftssystemen mit der (gewiss schlanken und effizienten) Erklärungsmethode der RCT und des *homo oeconomicus*, das die „Verkümmerung der Multidimensionalität menschlicher Handlungen auf den Einkommensaspekt“ (Pfriem, 1984, S. 359) betreibt, auf diese Systeme zeitigt – oder die Ausdehnung dieser Methode auf weitere Lebensbereiche, etwa durch den Nobelpreisträger Gary S. Becker (1992) (vgl. Mullan, 1997 [1987], S. 88). Ein anderes Feld wäre die neurowissenschaftliche Hirnforschung, die bisweilen den ‚freien Willen‘ des Menschen negiert und mit dieser Annahme ebenfalls auf gesellschaftliche Bereiche (Recht, Politik, Wirtschaft etc.) wirkt. Die Erklärungsleistung einer Theorie steigt dann möglicherweise auch deshalb, weil ihre Anwendung *in praxi* den Gegenstand mitformt. Eine solche Selbstreflexivität von Forschung korrespondiert mit dem in Kapitel 1.2 formulierten wissenschaftlichen Selbstverständnis; für Praxistheorien ist sie schon allein in der Folge Bourdieus charakteristisch (vgl. Alkemeyer et al., 2015c, S. 11–12).

<sup>52</sup> Eine für sich stehende, strukturationstheoretisch-informierte Analyse von empirischen Gegenständen legt Giddens im Grunde nur in Band 1 seiner *Contemporary Critique of Historical Materialism* (1981) und

strukture der Strukturationstheorie können aber mit gegenstandsnäheren Ansätzen gekoppelt werden. Analysen, die eine strukturationstheoretische Weltentfaltung wählen, können dann sowohl die allgemeinen Sets von Regeln und Ressourcen als auch die sozialen Praktiken gegenstandsbezogen mit Bezug auf Theorien und Erkenntnisse geringerer Reichweite, die der disziplinären Forschung zu entnehmen sind, sowie mit eigener Forschung von ihrer abstrakten ‚Leere‘ befreien. Auch eine Neueinordnung vorliegender Ergebnisse ist ein häufiger angewandtes Procedere in der wissenschaftspraktischen Arbeit mit der Strukturationstheorie (vgl. exempl. Macintosh & Scapens, 1990; dazu kritisch vgl. Stones, 2005, S. 34–40).

### 2.2.6 Zur Kritik an der Strukturationstheorie

Ist es Giddens mit der Strukturationstheorie gelungen, die Sozialwissenschaften auf neuen Grund zu stellen? Daran gibt es berechtigte Zweifel, die oben an manchen Stellen bereits angeklungen sind. Im Folgenden kann ich unmöglich die gesamte Kritik an der Strukturationstheorie diskutieren (vgl. dazu aber die Beiträge in Bryant & Jary, 1997a). Ich werde vielmehr die m. E. relevantesten und den hier betrachteten Forschungsgegenstand am stärksten betreffenden Kritikpunkte herausgreifen und, wo möglich, zu entkräften versuchen. Damit ist einerseits das Ziel verbunden, die Auswahl der Theorie weitergehend abzusichern, andererseits ihre Leistungsfähigkeit nochmals vor dem Hintergrund ihrer Einschränkungen und möglichen Defizite zu profilieren. Was entgeht dem strukturationstheoretischen Blick? Die vorgetragene Kritik verläuft vom Allgemeinen zum Speziellen:

Die Strukturationstheorie ist eine Theorie des Typus 3 nach Krotz, Hepp und Winter (2008, S. 13). D.h., dass sie mit einer Vielzahl von Bausteinen arbeitet, die weder auf empirischer Forschung beruhen noch im Sinne des Falsifikationismus hinreichend widerlegbar sind. Will man dem Kriterium der theoretischen Sparsamkeit (*Occam's Razor*) oder dem Verständnis von Merton (1968; *middle range theory*) folgen, dann muss das Beschreibungskonzept in der Tat verworfen und durch spezifischere Theorien ersetzt werden, die nur einzelne Weltausschnitte betrachten. Die Strukturationstheorie kann aber nicht in einem solch positivistischen Sinne gelesen werden. Sie stellt vielmehr, wie oben ausgeführt, einerseits einen heuristischen Rahmen für die Beobachtung und Interpretation der Gesellschaft, andererseits ein Integrationswerkzeug divergierender theoretischer Bausteine dar. Ihre Reduktion auf mathematische Modelle ist ausgeschlossen. Die Kritik an einer mangelnden empirischen Absicherung ihrer Basiskonstrukte, -begriffe und -prämissen entfaltet sich etwa am Wesen der

---

hier auch nur in Form der institutionellen Analyse am Beispiel des Kapitalismus vor. Die Konkretisierung sozialer Praktiken im Zuge ihrer Reproduktion, die eine strategische Analyse erfassen könnte, spielen in diesem Band keine bedeutende Rolle. Schon im zweiten Band der Reihe (Giddens, 1985a) ist der theoretische Rahmen dann im Grunde vollständig verschwunden (vgl. dazu kritisch: McLennan, 1997 [1984]; vgl. auch Giddens, 1990b, S. 205).

Handelnden, an der Charakterisierung von Struktur oder an der Priorisierung sozialer Praktiken, die jeweils sozialphilosophisch-axiomatisch als Sozialontologie entwickelt werden (vgl. zusammenfassend Bryant, 1997 [1992]). Giddens (1989, S. 294–295; ebd., 1990b, S. 310–311) hält dem entgegen, dass Teile von Theorieentwicklung immer ohne direkten Bezug zu Empirie stattfinden müssten – er fordert eine „relative Autonomie“ (ebd.) von Theorie und Forschung.<sup>53</sup> Insgesamt unterscheidet sich die Strukturationstheorie damit nicht von anderen postempirischen Sozialtheorien, die jeweils auf der Annahme beruhen, Erkenntnisfortschritt resultiere nicht aus der Sammlung loser Daten, sondern aus der Verbesserung der gesellschaftlichen Selbstbeschreibung (vgl. Winter, 2003b, S. 66). Im Gegensatz zu anderen Autoren<sup>54</sup> hat Giddens jedenfalls reklamiert, empirische Erkenntnisse sollten in die allgemeine Strukturationstheorie zurückgespiegelt werden (vgl. Kießling, 1988a, S. 287). Wie Münch (2004, S. 500–501) betont, können eine Reihe seiner Argumente als überprüfbare Propositionen formuliert werden. Es ist der Verdienst Stones' (2005), fast 30 Jahre strukturationstheoretisch-informierter Empirie für seine Weiterentwicklung der Theorie von einer ‚ontology-in-general‘ zu einer ‚ontology-in-situ‘ im Projekt „Strong Structuration“ herangezogen zu haben.

Weil die Strukturationstheorie nicht für eine Position argumentiert, sondern verschiedene sozialwissenschaftliche Stränge vermitteln will, wurde Giddens immer wieder Eklektizismus vorgeworfen. McLennan (1997 [1984]) etwa hat von „diverse considerations [...] easily brought under an umbrella“ (ebd., S. 323) und „an amalgam of rapidly issued insights and overstatements“ (ebd., S. 324) gesprochen.<sup>55</sup> Dieser Kritik an einem überladenen ‚kitchen sink model‘ wird hier nicht gefolgt. Ganz im Gegenteil: Die Entwicklung eines integrierten sozialwissenschaftlichen Repositoriums, das die Erklärungskraft von Analysen potenzieren kann, korrespondiert mit meiner in Kapitel 1.2 explizierten erkenntnistheoretischen Selbstvergewisserung. Auch Cap-

---

<sup>53</sup> „Aus der Wissenschaftstheorie ist bekannt, dass jede Theorie mit Prämissen arbeitet, die sie selbst nicht mehr hinterfragen kann, sondern gleichsam als Startpunkt der Theoriebildung setzen muss. Natürlich können Prämissen mehr oder weniger plausibel sein – das hat aber etwas mit Überzeugungskraft des Beschreibungsangebots eines Konzepts in Bezug auf die vorherrschenden Wirklichkeiten zu tun“ (Häußling, 2015, S. 9; vgl. auch Lakatos, 1974).

<sup>54</sup> Bolz (2012) etwa urteilt, „[Niklas] Luhmann [habe] sich niemals von der Forderung nach Praxisrelevanz einschüchtern lassen, denn im Lichte betrachtet ist die Praxis für einen Wissenschaftler nur eine andere Abteilung in der Bibliothek. [...] Nicht länger in Büchern zu kramen, sondern in die Welt hinaus zu gehen, um dort unbefangenen Erfahrung zu machen, das ist nur schlechte Wissenschaftsromantik. [...] Praxis ist nur der Name für die Sehnsucht, die moderne Gesellschaft noch einmal von Interaktion und einzelmenschlicher Erfahrung aus zu begreifen“ (S. 33). Ob Luhmann das tatsächlich unterschrieben hätte?

<sup>55</sup> Damit einher geht die Kritik an der Sprunghaftigkeit der Giddens'schen Argumentation und der von ihm erzeugten begrifflichen Unklarheit (trotz Glossar in der *Konstitution der Gesellschaft*, 1997). Seine Umdeutung bestehender soziologischer Begriffe (v. a. Struktur) und die Neologismen führen insgesamt auch zu Übersetzungsproblemen im deutschen Text.

pallo sieht die Vorzüge von Theorienpluralismus, kritisiert aber gleichzeitig, die Strukturationstheorie unterbreite keine gegenstandsgebundenen Selektionskriterien für diese Forschungsperspektiven, sodass es bisweilen zu einer „eskalierenden Differenziertheit“ komme (vgl. Cappallo, 2005, S. 377–399). Im krassen Gegenteil dazu stehen Vorwürfe, Giddens sei nicht ausreichend eklektisch vorgegangen. Unter Rekurs auf Paul Feyerabends kritischen Skeptizismus (Feyerabend, 1976) argumentiert etwa Craib (1992, S. 115–144), die Giddens'sche Synopse verwerfe „mit Gewalt gegen die Realität“ wichtige Bausteine der integrierten Schlaglichter und stelle damit die Pluralität der Sozialwissenschaften insgesamt in Frage. Zwar ist es m. E. selbstverständlich richtig, dass die soziale Welt komplexer ist, als die Strukturationstheorie sie modellieren kann. Ein solches Argument verkennt, dass sozialwissenschaftliche Studien, die Problemlagen nicht disziplinär zerschneiden wollen, forschungspraktisch nicht einfach mehrere Perspektiven unverbunden nebeneinanderstellen können. Ansonsten droht eine inkommensurable Vielfalt an Schlaglichtern, die niemals wieder vernünftig in Beziehung gesetzt werden können. Unbenommen aber, dass auch strukturations-theoretische Forschung, nur weil sie integrativ betrieben wird, keine gegenüber anderen Theorien hegemoniale Stellung beanspruchen darf.<sup>56</sup> Sie muss, wie jede Forschung, explizit als eine „antireduktionistische und sich wechselseitig ergänzende und kritisierende Forschung“ (Winter, 2003b, S. 93)<sup>57</sup> betrieben werden. Auch kann es in dieser Studie nicht ihre Aufgabe sein, die gesamte Journalismusforschung zufriedenstellend zu reintegrieren.

Bezweifelt wird auch, dass Giddens die Integration der einbezogenen Theoriebausteine widerspruchsfrei gelungen ist. Die vorgetragene Kritik variiert entlang der verschiedenen Theorieschulen, aus denen die jeweiligen Kritiker stammen (vgl. die Rekonstruktion bei Rösener, 1997, S. 152–162; vgl. auch Craib, 1992, S. 149; Walgenbach, 2006, S. 418–426). Subjektivisten bzw. interpretative Sozialforscher werfen Giddens regelmäßig vor, er falle in strukturalistische Theorietraditionen im Sinne Parsons zurück, da die gesellschaftlichen Kräfte schlussendlich wieder ‚hinter den Rücken‘ der Akteure wirkten und sie zu bloß passiven Trägern einer Praxis degradierten. Gerade an der Vorausgesetztheit von Struktur (vgl. Kapitel 2.2.2) und am handlungspraktischen Bewusstsein der Akteure (vgl. Kapitel 2.2.1) nehmen die Kritiker Anstoß: So sieht etwa Kießling (1988b, S. 197) letztere Schlüsselkategorie nur unzureichend abgegrenzt gegenüber dem Unterbewussten; hier würden strukturalistische *constraints* wieder eingeführt. Vertreter einer objektivistischen Tradition bemängeln dagegen,

<sup>56</sup> So haben Ortmann und Sydow (2001) die Strukturationstheorie unpräzise als einen „einigermaßen stimmigen, mit anthropologischen Einsichten zusammenstimmenden und philosophisch und erkenntnistheoretisch reflektierten allgemeinen [Ansatz]“ (S. 427) bezeichnet.

<sup>57</sup> Die antireduktionistische Perspektive „... zeichnet sich dadurch aus, dass sie die Besonderheiten komplexer Zusammenhänge aus einer spezifischen Perspektive kenntlich macht und ein tieferes Verständnis unter den spezifischen Bedingungen dieser Perspektive entwickelt – ohne ihr einen konzeptuellen Vorrang einzuräumen“ (Winter, 2003b, S. 66; Hervorhebungen durch C. B.).

Struktur werde in ihrer Konzeption als „virtuelle“ Erinnerungsspuren auf eine soziale Konstruktion – und damit auf eine Art Fiktion – reduziert, sodass sie letztlich empirisch auch nicht mehr erforschbar sei (vgl. Urry, 1997 [1982]). Ihr bindender Charakter gehe durch die Verlagerung auf die Handlungsebene verloren. Ferner wird vorgebracht, die Theorie romantisieren den Einfluss des alltäglichen Handelns von Akteuren auf die Stabilität und den Wandel gesellschaftlicher Totalitäten (vgl. exempl. Brock, 2014, S. 116; Craib, 1992, S. 181–185; Mouzelis, 1997 [1989], S. 206–207).<sup>58</sup> Vor diesem Hintergrund hat Windeler (2001, S. 201–202) Giddens vorgeworfen, einen zentralen Vermittlungsnexus zwischen Individuen und Gesellschaft – die Organisation – nicht hinreichend berücksichtigt zu haben. Zusammenfassend betrachtet können beide Interpretationen gewichtige Argumente für ihre Position vorbringen: Wie Kießling (1988b, S. 244–258) veranschaulicht, liefert Giddens – über seine vielzähligen Schriften verteilt – genügend Anhaltspunkte, ihn (idiosynkratisch) entweder als Subjektivisten oder Objektivisten zu lesen. So kann man zu dem Urteil gelangen, die Theorie oszilliere zwischen den Positionen (etwa Craib, 1992, S. 149) oder falle letztlich in gerade jenen Dualismus von Subjekt und Objekt zurück, den sie eigentlich überwinden will (vgl. exempl. Cruickshank, 2003). Offenbar, so Nicolini (2012, S. 52–53), sei es Giddens nicht gelungen, den *Entweder-oder*-Dualismus von Individuum/Struktur durch einen konsequenten Fokus auf soziale Praktiken, die in seiner Theoriearbeit kaum vorkommen, zu überwinden. Giddens hat in verschiedenen Repliken auf diese Kritik geantwortet, ohne dass sie ihn grundsätzlich hätten umstimmen können, ist dabei aber keinesfalls auf alle bedeutsamen Punkte eingegangen (v. a. Giddens, 1990b; auch: ebd. 1982c; ebd., 1985b; ebd., 1989; ebd., 1991a; ebd., 1993; Loyal, 1998). Mitte der neunziger Jahre hat er den Dialog relativ abrupt abgebrochen. Hier ist nicht der Ort, die ungeklärten Kontroversen aufzunehmen. Mitunter kann empirische Forschung, die für die Theorieentwicklung als wichtig einzuschätzen ist (vgl. Kritikpunkt 1), einige dieser Fragestellungen mit Blick auf konkrete Fälle näher erhellen. Immerhin hier dürfte Giddens' Intention unstrittig sein, hat er doch schon wissenschaftstheoretisch stets deutlich gemacht, praktische Forschung nicht durch epistemische Debatten aufhalten zu wollen: „It's all too easy to suppose that it's impossible to do anything until you've got a completely secure house ...“ (in einem Interview mit Bleicher & Featherstone, 1997 [1982], S. 39; ebd., S. 36; vgl. auch Giddens, 1990b, S. 300).

Speziell im Hinblick auf Veränderung hat Walgenbach der Strukturierungstheorie vorgeworfen, sie verneine die Gestaltbarkeit der sozialen Praxis:

---

<sup>58</sup> „This is rather like trying to account for the construction of a complex edifice by focussing exclusively on the routine activities of individual bricklayers, and ignoring the key contributions of architects, engineers, construction managers, trade union leaders, and so on“ (Mouzelis, 1991, S. 31).

„Menschen haben die Fähigkeit zu erkennen, aber was nutzt ihnen das, wenn die Folgen der aufgrund der Erkenntnis veränderten Handlungen nicht absehbar sind, wenn nicht klar ist, ob Veränderung auch Verbesserung impliziert“ (Walgenbach, 2006, S. 424).

Seine Kritik verkennt m. E. aber die Aufgabe, die Giddens sozialwissenschaftlichen Untersuchungen zuweist – nämlich gerade diese unintendierten Folgen des Handelns aufzudecken (vgl. Kapitel 2.2.5). Damit ist keineswegs die sozialtechnologische Annahme ausgesprochen, Planung könne in praxi stets gewünschte Ergebnisse erzielen, wohl aber die Vermutung, dass die komplexen Zusammenhänge einer Praxis, ganz im Sinne der doppelten Hermeneutik, den Handelnden durch Forschung transparenter werden können.

Die Kritik an der Überbetonung einzelner Aspekte des sozialen Lebens, die Giddens gegenüber den soziologischen Klassikern erhebt (vgl. Kapitel 2.2), wird auch gegen ihn selbst gerichtet: Münch (2004) erkennt in der Strukturationstheorie eine Verzerrung in Richtung von Macht und Machtkampf. Die „komplexe[.] Natur von Strukturierungsprozessen“ (Münch, 2004, S. 491) könne so nicht erfasst werden, da der Ansatz die „Prozesse von Austausch und Verhandlung, Assoziation und Solidaritätsbeziehungen sowie Kommunikation und Diskurs“ (ebd., S. 490) nicht hinreichend berücksichtige. Zwar trifft es zu, dass sich Machtkonflikte mit der Strukturationstheorie instruktiv fassen lassen (vgl. exempl. Buschow, 2012; Rösener, 1997, S. 231–346). Andersherum impliziert Macht strukturationstheoretisch aber nicht, dass alles Handeln konfliktbehaftet ist oder dass die Theorie Wandel allein als Machtkampf fassen kann. Giddens betont explizit seine neutrale Reformulierung des Machtbegriffes, der konstitutiv für alles Handeln aufscheint: „Macht als solche ist kein Hindernis für Freiheit und Emanzipation, sondern deren Medium“ (Giddens, 1997, S. 314; vgl. auch ebd., 1979, S. 90–91; ebd. 1981, S. 50; vgl. auch etwa die Konzeption von Forst, 2014). Ich halte Münchs Lesart daher für unausgewogen, auch wenn sie vor dem Hintergrund der Arbeiten Giddens' zu Marx (exempl. ebd., 1981) naheliegen mag. Austausch, Verhandlungen oder Kommunikation lassen sich strukturationstheoretisch aber in den Dimensionen von Signifikation und Legitimation (immer unter Einbezug von Ressourcen) modellieren (vgl. etwa Windeler, 2001).<sup>59</sup>

Ein Großteil der Kritik bezieht sich auf Giddens' Reformulierung des Strukturkonzepts. Da er diesen Begriff aus der klassischen Soziologie übernimmt, aber neu definiert, kommt es immer wieder zu Missverständnissen, aber auch zu berechtigter Kritik. So hatte etwa Thompson (1997 [1989]) die Benennung von Regeln und Ressourcen als Letztelemente von Struktur für unzureichend und zu eng erklärt; beispielsweise Klassenunterschiede ließen sich damit nur unzureichend abbilden. Mit Giddens sei auch nicht zwischen bedeutsamen und weniger bedeutsamen Regeln zu differenzieren (Thompson, 1997 [1989]). Moldaschl (2006, S. 13) bemängelt, dass in

<sup>59</sup> Nassehi (2011, S. 114–119) hat eine ähnliche – aber m. E. plausiblere – Argumentation gegen Bourdieus Theorie der Felder, die er auf ökonomischen Machtkampf reduziert sieht, vorgebracht.



empirischer Forschung nur kontextspezifisch zu entscheiden sei, ob etwas als Regel oder als Ressource zu gelten habe. Windeler (2014) geht daher dazu über, auch Ressourcen als Regeln zu fassen, nämlich als „Regeln der Herrschaftsausübung, die Handelnden anzeigen, welche Mittel in Sozialsystemen generalisiert zur Ausübung von Macht und Herrschaft nutzbar sind und genutzt werden“ (S. 238). Die von Giddens nur bedingt differenzierte, schablonenhafte Darstellung von Struktur als Regeln und Ressourcen ist in der Tat eine Trennung, die stets in der empirischen Anwendung auf ihre Hinlänglichkeit geprüft werden muss.

In ihrem Vorwort zur wichtigsten, vierbändigen Würdigung des Giddens'schen Gesamtwerkes (bis 1997) äußern die Herausgeber folgenden Wunsch:

„If Giddens could pull off another major work which succeeds more fully in answering doubts about the principles of structuration theory whilst at the same time connecting the core of the theory to an analysis of radicalized modernity in which a more justified utopian realism informs a thorough examination of its economics and politics, then his achievement would be a matter of celebration and admiration for decades to come“ (Bryant & Jary, 1997b, S. 14).

Diesen Gefallen hat Giddens den Herausgebern nicht getan. Im Gegenteil: Nur ein Jahr später äußerte er selbst eine gewisse Distanz zu seiner Theorie. Demnach komme es nicht darauf an, ob man die strukturationstheoretische Version einer Praxisperspektive nutze oder eine alternative wie etwa diejenige Bourdieus (Bourdieu, 1976; für einen Theorievergleich vgl. Weiss, 1999). Zentral sei es zunächst, überhaupt einen praxistheoretischen Weg der Welterschließung einzuschlagen:

„People might not like the concepts I use, and may prefer say a version by Bourdieu or somebody else, but that is just what social life is like. It is continually contingently reproduced by knowledgeable human agents – that's what gives it fixity and that's what also produces change“ (vgl. Giddens & Pierson, 1998, S. 90).

Schon an dieser Stelle zeigt sich Giddens' zunehmende Emanzipation von strukturationstheoretischen Gedankengängen, welche er später einmal mit den Folgen einer jugendlichen Unüberlegtheit verglichen hat (vgl. Stones, 2005, S. 3; vgl. auch Bryant & Jary, 2001b). Trotz dieser Distanzierung und der vorgetragenen Kritik an der Strukturationstheorie, die weder ein *secure house* noch ein archimedischer Punkt ist, soll sie – unter Berücksichtigung der Modifikationen und Erweiterungen, die in diesem Kapitel vorgeschlagen wurden – im Folgenden als Ausgangspunkt der hier unternommenen Untersuchung herangezogen werden.

## 2.3 Praxistheorien im Kontext von Medien- und Kommunikationswissenschaften

Ähnlich wie die in Kapitel 2.1 diskutierten Theorien und Ansätze weist auch die Strukturationstheorie, die im vorangegangenen Kapitel 2.2 als allgemeine Sozialtheorie entfaltet und dabei – abgesehen von einzelnen Beispielen – nicht explizit auf Medien, Kommunikation und Journalismus bezogen wurde, bestimmte Leerstellen auf, die einer adäquaten Bearbeitung des fokalen Gegenstandsbereiches entgegenstehen. Eine Vermittlung mit rezenten Theorien der Medien- und Kommunikationswissenschaften und ihrem spezifischen Wissen soll den Theorierahmen mit Blick auf den aktuellen Stand der disziplinären Theoriediskussion anschlussfähig entwickeln. Adressiert wird im Folgenden die mangelnde Sensibilität von Praxistheorien im Hinblick auf *erstens* den Kommunikationsprozess (2.3.1) sowie *zweitens* Medien, Medienentwicklung und digitale Netzwerkmedien (2.3.2). Beide Diskussionsstränge erweisen sich als essentiell, um Medien nicht immer schon als gegeben vorauszusetzen, vielmehr als *in praxi* aktiv entwickelte Bausteine sozialer Praktiken zu konzeptualisieren, die Neuordnung – sei es auf dem Skalierungsniveau der Gesellschaft oder einzelner Praxiskonstellationen (vgl. Kapitel 2.2.3) – ermöglichen. Abschließend wird ein kurzes Zwischenfazit gezogen, inwieweit die Erkenntnisse des Kapitels die Leistungsfähigkeit des Theorierahmens für die unternommene Untersuchung steigern (2.3.3).

### 2.3.1 Kommunikationsprozess

Wie das vorangegangene Kapitel gezeigt hatte, gehen praxistheoretische Ansätze im Kern von rekursiven Prozesszusammenhängen – im konkreten Fall von Strukturation (vgl. Abbildung 1 in Kapitel 2.2) – aus, mit Hilfe derer eine Analyse der immerwährenden Verfertigung des Sozialen möglich wird. Auch mediale Kommunikationszusammenhänge werden in den avancierten Medien- und Kommunikationswissenschaften als komplexe Prozesse, die *in praxi* stets aufs Neue in und durch Praktiken als veränderbare kulturelle Form hervorgebracht werden, nachvollzogen (vgl. exempl. Hall, 1999 [1980]; Hepp, 2009; Winter, 2003b). Im Gegensatz zu den allgemeinen Praxistheorien helfen diese medien- und kommunikationswissenschaftliche Ansätze jedoch, differenzierter zu verstehen, was Kommunikationsprozesse als empirische Prozesse charakterisiert und anhand welcher Kategorien sie systematisch konzeptualisiert werden können (vgl. Winter, 2008, S. 433).

Im Rekurs auf Hall (1999 [1980]) und Schmidt (1991 [1980]) beschreibt Winter mediale Kommunikation im artikulationstheoretischen Medien-Kommunikations-Kontexte/Momente-Modell mit Hilfe von vier Momenten (*Zeit*) und Kontexten (*Raum*): die (1.) Produktion, die (2.) Allokation, Distribution bzw. Verteilung, (3.) Rezeption, Konsum bzw. Wahrnehmung und die (4.) Nutzung von Medien zur Kommunikation. Produktion meint den Moment, in dem Bedeutungen unter spezifischen

Bedingungen erzeugt oder arrangiert werden; Allokation die Verteilung dieser Bedeutungen; Wahrnehmung den Moment der Aneignung unter bestimmten Bedingungen; Nutzung schließlich die Interpretation, das Teilen oder die Weiternutzung medialer Kommunikation (vgl. Winter, 2003c, S. 327–333; ebd., 2011a, S. 162).

Die in und durch soziale Praktiken rekursiv reproduzierten Momente und Kontexte des Kommunikationsprozesses verweisen notwendigerweise aufeinander und sind zeitweise in einer jeweils dominanten, kulturellen sowie technischen Form verknüpft (im Sinne der Cultural Studies: *„artikuliert“*; vgl. du Gay, Hall & Janes, 1997). Praxistheoretisch gesprochen bilden sie eine temporär fixierte Ordnungskonstellation, z. B. die generalisierte Ordnungsweise medialer Kommunikation im Kontext von Druckmedien (vgl. Winter, 2008, S. 433; vertiefend siehe Kapitel 4.1). Gleichzeitig sind die Momente und Kontexte relativ eigenständig und wiederum analytisch als Praxiskonstellationen unterscheidbar (vgl. Winter, 2003b, S. 85; ebd., 2003c, S. 336; ebd., 2006a; ebd., 2008, S. 420; ebd., 2010, S. 290). Abbildung 7 verdeutlicht die recht autonome, rekursive Reproduktion jedes einzelnen Moments/Kontexts – bezugnehmend auf die Strukturierungstheorie – anhand der Pfeile innerhalb der Momente und Kontexte. Die zwischen den Teilprozessen dargestellten Medien („M“) sind institutionalisierte Vermittler in der Überwindung der „Unwahrscheinlichkeit von Kommunikation“ (Luhmann, 2009 [1981], S. 29–40) der einzelnen Kommunikationsmomente/-kontexte und stellen als *Träger medialer Kommunikation* Konnektivität unter ihnen her (vgl. Winter, 2006d).

**Abbildung 7: Das Medien-Kommunikations-Kontexte/Momente-Modell**



Quelle: verändert nach Winter (2008)

Das Modell spezifiziert den praxistheoretischen Bezugsrahmen medien-/kommunikationswissenschaftlich und erfüllt darüber hinaus drei weitere Zwecke: *Erstens* erlaubt es die heuristische Zuordnung eines jeden „Umgangs mit einem Medium zum Zwecke der Kommunikation“ (Winter, 2011a, S. 161) zu einem der Momente bzw. Kontexte:

„Die Umgangsweisen mit Medien im Prozess medialer Kommunikation werden jede für sich als relativ eigenständige primäre kreative auf die Konstitution von und Teilhabe an öffentlicher Kommunikation und Gesellschaft gerichteter Kommunikationshandlungen verständlich ...“ (Winter, 2008, S. 430).

In der hier unternommenen Forschung können soziale Praktiken als Handlungsmuster im Allgemeinen und „Medienentwicklungshandlungen“ (Winter, 2008, S. 428) im Speziellen demnach analytisch jeweils einem einzelnen Moment bzw. Kontext medialer Kommunikation zugerechnet werden: Eine soziale Praktik kann sich als Produktions-, Allokations-, Rezeptions- oder Nutzungspraktik erweisen (vgl. ebd., S. 432). *Zweitens* kann das Medien-Kommunikations-Kontexte/Momente-Modell den ganzheitlichen Zusammenhang von Teilprozessen modellieren, die in den Medien- und Kommunikationswissenschaften bislang zumeist getrennt voneinander betrachtet wurden – etwa von Produktion und Nutzung. So geraten dann – im Gegensatz zu den Cultural Studies und Halls Ausgangsmodell (Hall, 1999 [1980]) – z. B. auch die Praktiken des Managements medialer Produktion und Allokation in den Fokus der Aufmerksamkeit (vgl. Winter, 2008, S. 434):

„Das Modell bietet bewusst keine abgeschlossene Theorie über die Formen der Artikulation und die Logiken oder Rationalitäten der Konnektivität an, sondern ist als Heuristik angelegt. Dabei soll es insbesondere dazu beitragen, dass Analysen besser zueinander in Beziehung gesetzt werden können, die bislang eher isoliert betrieben wurden und auch werden mussten“ (Winter, 2003c, S. 335).

Das Modell aktualisiert *drittens* unser Wissen darum, dass der Wandel sozialer Praxis nie allein durch die Veränderung von z. B. Produktionsverhältnissen erklärt werden kann (vgl. schon Kapitel 2.2.4); auch die weiteren Momente und Kontexte von Kommunikation müssen stets in ihren Wechselverhältnissen und Beziehungen berücksichtigt werden.

Vor diesem Hintergrund kann im Folgenden ein Moment bzw. Kontext des Kommunikationsprozesses – im Wissen um einen möglichen Reduktionismus und gerade deshalb argumentativ begründet – herausgehoben werden, sodass eine gegenstandsbezogene Eingrenzung vorgenommen werden kann, die die Problematik entschärft, die Cappallo (2005, S. 397–399) als „eskalierende Differenziertheit“ strukturationstheoretischer Analysen beschrieben hat (vgl. Kapitel 2.2.6). Ich werde von dieser Begrenzung des Forschungskontextes Gebrauch machen, wenn ich später die fokalen Untersuchungsgegenstände der Studie – diejenigen, die in und durch ihre sozialen Praktiken Medien und Kommunikation entwickeln – einführe (vgl. Kapitel 5). Deutlich sollte jedoch auch geworden sein, dass die Veränderungen in allen weiteren Momenten/Kontexten stets einer zumindest mitlaufenden Berücksichtigung bedürfen: Eine offene, explorative Forschungsstrategie scheint – trotz der Bezugnahme auf einen einzelnen Ausgangskontext/-moment und eine beispielhafte Kategorie von Beteiligten (vgl. auch Winter, 2003c, S. 334, Fn. 14) – gut gerüstet, die Komplexität des Gesamtzusammenhangs von Kommunikation in seiner Verbundenheit hervorzuheben, wie – so viel sei schon hier angedeutet – die empirischen Ergebnisse der Studie später demonstrieren werden (vgl. Kapitel 7).

Die Signifikations-, Legitimations- und Herrschaftsordnung (vgl. Kapitel 2.2.2) in den jeweiligen Momenten und Kontexten medialer Kommunikation sowie die spezifischen Formen der Verknüpfung dieser Momente/Kontexte (*Artikulation*) gründen maßgeblich auf den jeweils gegebenen Medien(-gruppen) in einer sozialen Praxis. Durch Medienentwicklung kann es zu radikalen Veränderungen in den Momenten und Kontexten sowie zu ihrer Neuverknüpfung (*Reartikulation*) als temporär fixierte Ordnungskonstellation kommen. Medien bilden deshalb, so Winter (2008, S. 431), den „Horizont der Möglichkeiten für die Veränderungen von öffentlicher Kommunikation und Gesellschaft“ (vgl. auch ebd., S. 436). Winter (2003b; 2011a) wirbt dafür, forschungspraktisch nicht auf der Interaktionsebene stehen zu bleiben, sondern (analog zu Giddens) auch die Strukturebene sowie ihre handelnd gestaltete Veränderung im Kontext neuer Medien zu rekonstruieren:

„[Es] dürfte [...] erheblich zu einem Verständnis von [Wandel] beitragen, wenn es gelingt, die Art und Weise zu verstehen, wer Beziehungen zwischen den Momenten in der Geschichte wie und warum organisiert hat, wie und warum sie von wem verändert wurden“ (Winter, 2011a, S. 161).

An diese Überlegungen schließt das folgende Kapitel an.

### 2.3.2 Medien, Medienentwicklung und digitale Netzwerkmedien

Die Konstitution sozialer Praxis unterscheidet sich in Abhängigkeit von dem jeweiligen Medienensemble in einer Praxis und dem Möglichkeitsraum, den diese Medien entsprechend ihrer jeweiligen Eigenschaften eröffnen: Die Entwicklung von Medien und der Wandel von Gesellschaft stehen daher in einem engen Wechselverhältnis. Diese Annahme, die Carsten Winter (2000; 2008) aus der Rekonstruktion soziologischer Klassiker, den Cultural Studies und der Globalisierungsdebatte ableitet, unterstreicht so auch die Strukturierungstheorie (vgl. Giddens, 1997; Winter, 2000). Die Bedeutsamkeit der Entwicklung neuer Medien als Speicher von Wissen – „Kerben im Holz, geschriebene Verzeichnisse, Bücher, Akten, Filme, Tonbänder“ (Giddens, 1997, S. 319) – und damit als Treiber von Veränderung betont Giddens etwa, wenn bei ihm die Entstehung von Agrargesellschaften im Zuge der Herausbildung von Schrift zum Thema wird:

„Writing permits a reorganization of time and space, and makes possible a mobilizing of reflexivity unavailable in oral cultures“ (ebd., 1990b, S. 305; vgl. auch ebd., 1981; ebd., 1997, S. 256).

Anderswo zeigt Giddens, dass Presseverlage im 19. Jahrhundert durch die Aneignung des Telegrafen eine Entkopplung des Raums von konkreten geographischen Kontexten betrieben. Gesellschaftliche Öffentlichkeiten und Nationalstaaten wurden von den zunehmend über lokale Settings hinausweisenden Zeitungen, die die Technologie der Telegrafie einsetzten, maßgeblich mitkonstituiert, da Verbundenheit nicht mehr

durch die gemeinsame Anwesenheit Einzelner zur selben Zeit am selben Ort (*face-to-face*) erfolgen musste, dagegen der ‚Informationsspeicher Zeitung‘ nun Verbundenheit über eine gewisse geographische Distanz und eine gewisse Zeit hinweg schuf (vgl. Giddens, 1991b, S. 24–27; siehe auch Anderson, 1983):

„[Die Entwicklung von Druckmedien] im Umgang mit ihnen löste öffentliche Kommunikation von Plätzen und bestimmten Rollen mit medialen Funktionen und schuf neue Bedingungen der Produktion und Allokation (durch die Ausbreitung von Drucken und später von Presse) und später der Wahrnehmung und Nutzung (durch die Ausbreitung der Lese- und Schreibfähigkeiten) von öffentlicher Kommunikation, die diese und Gesellschaften verändert haben“ (Winter, 2008, S. 433).

Medien trugen in beiden Fällen entscheidend dazu bei, die Konstitution von Gesellschaft in und durch soziale Praktiken unabhängiger von Raum und Zeit überpersonal zu ermöglichen (vgl. auch Meyrowitz, 1985; Winter, 2008). Beide Befunde verdeutlichen exemplarisch, weshalb Medien und ihre Entwicklung zentrale Bedingungen und Voraussetzungen für gesellschaftliche Veränderung bilden. Den neueren Strömungen der Praxistheorie, die sich nur lose oder überhaupt nicht auf die Strukturtheorie beziehen, ist dieses Bewusstsein allerdings gewissermaßen abhandengekommen – und das, obwohl heutige Medienentwicklungen offenbar vergleichbar radikale Umbrüche wie Schrift und Buchdruck miterzeugen (vgl. Kapitel 1.1.3).

Geht man davon aus, dass sich die Konstitutionsweisen sozialer Praxis je nach ‚Stand‘ der Medienentwicklung in einer Gesellschaft unterscheiden, dann ist zu fragen, welche Gruppen von Medien hieran anschließend differenziert werden können. Eine Differenzierung von Harry Pross (1972) aufgreifend, die Carsten Winter (1998; 2006a) wesentlich weiterentwickelt hat, können Medien grundsätzlich – mit Bezug auf die jeweils erforderliche Technologie (vgl. Winter, 2006a, S. 24–29) – in vier Kategorien gegliedert werden<sup>60</sup>:

- *Primär- oder Menschmedien* wie z. B. Konzert, Theater und mediale Rollen (Prediger, Minnesänger), die ohne den Einsatz von Technologie auskommen;
- *Sekundär- oder Druckmedien* wie z. B. Presse und Buch, die des Einsatzes von Technologie auf Produktionsseite bedürfen;
- *Tertiär- oder elektronische Medien* wie z. B. Radio und Fernsehen, die auf Seiten der Produktion wie auch der Reproduktion durch Nutzer Technologie voraussetzen sowie
- *Quartär- oder digitale Netzwerkmedien*, die sowohl auf Produzenten- als auch auf Nutzerseite Hardware, Software, Übertragungstechnologie und verknüpfende Transferprotokolle (z. B. TCP/IP) bedürfen. Sie sind – um nur einige Beispiele zu nennen – Websites, Social-Networking-Sites, Blogs und

<sup>60</sup> Deutlich wird in der Differenzierung: ‚Das Internet‘ ist kein Medium, vielmehr ein Träger/eine Infrastruktur ähnlich dem Papier, auf dem Zeitungen gedruckt werden, oder der Funkwellen, die Radio und Fernsehen ‚transportieren‘.

Microblogs, Wikis, Kollaborationsplattformen, P2P-File-Sharing oder mobile Apps.

Eine Untergliederung in technologisch differenzierte Gruppen darf gleichwohl nicht dazu führen, Technik als scheinbar autonome Ressource zu konzeptualisieren, die nach ihrer Erfindung ‚einfach so‘ mediale Umbrüche erzeugt. Schon in Kapitel 2.2.4 war angeklungen, dass sich Technik nicht quasi-naturwüchsig entfaltet, sondern Akteure erst von ihr als Ressource handelnd Besitz ergreifen und ihre Anwendung als Kulturform und schließlich als Medium produzieren und institutionalisieren müssen (vgl. du Gay et al., 1997; Orlikowski, 1992; Winter & Dürrenberg, 2011),

„[d]enn Technologie kann ihr Potenzial nicht aus sich selbst heraus nutzen; Möglichkeiten zur Mediennutzung entstehen nicht einfach bloß oder werden nur entdeckt. Stattdessen geht der Nutzung von Medien bereits ein Handeln voraus, das diese Medien erst erschafft ...“ (Kaufmann & Winter, 2014, S. 343–344).

Die spezifischen Eigenschaften jeder Mediengruppe bedingen eine zeitweise dominante, technische und kulturelle Form des medialen Kommunikationsprozesses, in welche auch Macht-, Kontroll- und Repräsentationsverhältnisse eingeschrieben sind (vgl. Kapitel 2.3.1). Abbildung 8 zeigt diese idealtypischen Formen des Kommunikationsprozesses für die vier Mediengruppen. Der Pfeil deutet jeweils an, inwieweit die Momente/Kontexte von medialer Kommunikation durch die produzierenden Akteure bestimmt bzw. kontrolliert werden (vgl. Winter, 2013, S. 324–331).

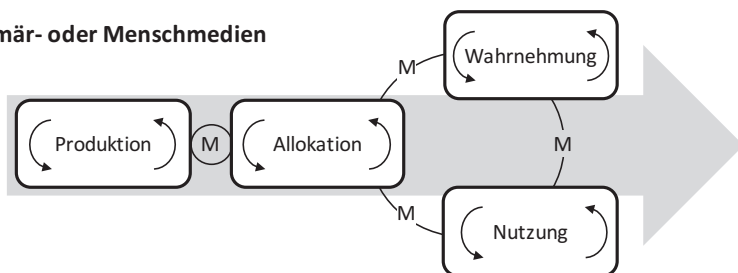
Abbildung 8 verdeutlicht, dass Allokation, Wahrnehmung und Nutzung von (1) *Primär- oder Menschenmedien* in der Regel an Versammlungsorte von medialen Rollenträgern und ihrem Publikum sowie an feste Zeiten (*Gleichzeitigkeit*) gebunden sind. Der gesamte Kommunikationsprozess wird zumeist durch die Produzierenden bestimmt und kontrolliert (vgl. Winter, 2006a, S. 25).

In (2) *Sekundär- oder Druckmedien* sowie in (3) *Tertiär- oder elektronischen Medien* steigen die Freiheiten und Einflussmöglichkeiten der Nutzer als gewöhnliche Leute. Zwar wird Kommunikation weiterhin von einigen wenigen in linearer Weise produziert und verteilt, jedoch bestimmen die Nutzer eigenständig, wo und wie sie diese Kommunikation wahrnehmen und nutzen wollen, sodass der Pfeil nicht mehr in diese beiden Momente/Kontexte hineinreicht. „Diese neuen Freiheiten sind ein wichtiger Ausgangspunkt bürgerlicher Identitätskonstruktion“ (ebd., S. 328), vor allem auch deshalb, weil im Zuge ihrer Entwicklung neue, von bestehenden Herrschaftsstrukturen unabhängige Orte der Mediennutzung (z. B. Buchclubs, Lesezirkel) geschaffen wurden (vgl. Habermas, 1990). Zwar löste auch das Fernsehen als Tertiärmedium die Linearität des Kommunikationsprozesses noch nicht auf, führte aber – maßgeblich ermöglicht durch Satellitentechnologie – zu einer globaleren Verfügbarkeit medialer Kommunikation über die Grenzen von Nationalstaaten hinaus (vgl. Winter, 2006a, S. 25–26).



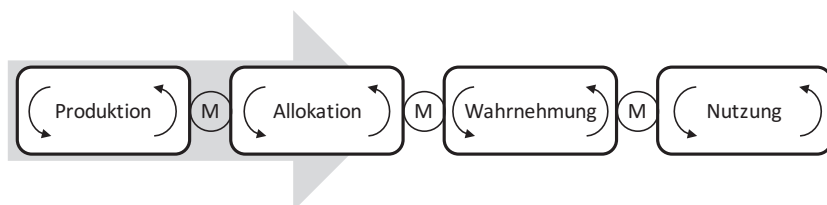
**Abbildung 8: Unterschiedliche Medien und die jeweils vorherrschende Form des Kommunikationsprozesses**

**1 Primär- oder Menschenmedien**

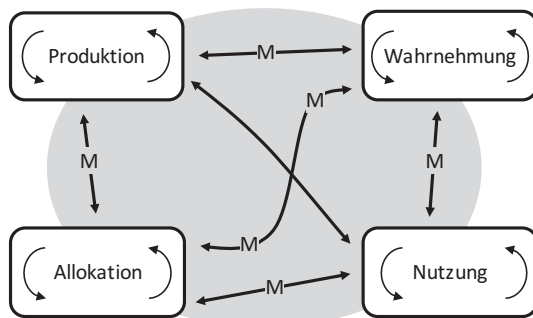


**2 Sekundär- oder Druckmedien**

**3 Tertiär- oder elektronische Medien**



**4 Quartär- oder digitale Netzwerkmedien**



Quelle: verändert nach Winter (2013)

Die seit Ende des 20. Jahrhunderts reüssierenden (4) *digitalen Netzwerkmedien*<sup>61</sup> oder *Quartärmedien* sind nicht einfach nur, wie manchmal behauptet, ein neuer Distributionskanal. Vielmehr haben sie den weitgehend linearen Kommunikationsprozess, wie er vorhergehende Medien charakterisierte, fundamental durcheinandergebracht, „... weil hier Technologien zur Überwindung dieser Struktur und Linearität zu Medien gemacht wurden“ (Winter, 2006a, S. 26). Deshalb sind die Momente und Kontexte des Kommunikationsprozesses unter den Bedingungen digitaler Netzwerkmedien, wie in Abbildung 8 dargestellt, eher in der Form eines Netzwerkes angeordnet (vgl. ebd., S. 28). Sender können in Quartärmedien zu Empfängern und Empfänger zu Sendern werden – Medien werden in wachsendem Maße zu Produktions- und Distributionsmitteln gewöhnlicher Leute (vgl. ebd., S. 26–27). Für sie besteht die Möglichkeit, relativ einfach und kostengünstig (im Gegensatz zu Satellitentechnologie) alle Momente des Kommunikationsprozesses – auch jene, die zuvor nur von kapitalstarken Organisationen bewerkstelligt wurden – zu beeinflussen. Gewöhnliche Leute können zugleich (und möglicherweise erstmals in dieser Qualität) auch die Artikulation der Momente grundlegend neu arrangieren, z. B. wenn sie Medienproduktion in kollektiven, dezentralisierten Formationen selbstständig organisieren (vgl. Benkler, 2006; Shirky, 2008; Winter, 2006a, S. 24; ebd., 2008, S. 417–418). All dies deutet auf unterschiedliche Aktivitätsniveaus von Nutzern hin, die diese mit digitalen Netzwerkmedien entfalten und die es in konkreten Praxiskonstellationen empirisch zu rekonstruieren gilt (für den Fall der Musikwirtschaft vgl. Paulus & Winter, 2014). Allerdings wird nicht nur für die Nutzer eine neue Qualität von Teilhabe und Einflussnahme möglich. Gleichzeitig entstehen durch die fundamentale Reorganisation des Kommunikationsprozesses auch Voraussetzungen für die Entwicklung neuer (Medien-)Organisationen und für das Auftreten neuer Unternehmer (vgl. Winter, 2011b, S. 14). Die Entwicklung von Medien hängt offenbar eng mit der Entwicklung von Organisationen ihrer Entfaltung zusammen.

Die Berücksichtigung digitaler Netzwerkmedien in der Bestimmung von Voraussetzungen und Bedingungen von Wandel hilft entscheidend, den hier betrachteten Forschungskontext über die allgemeine Praxistheorie hinaus zu entfalten. Werden die Effekte digitaler Netzwerkmedien, welche sie auf die Konstitution sozialer Praxis zeitigen, nachvollzogen, so spiegeln sich auch die von Giddens beschriebenen Indikatoren von Wandel (vgl. Kapitel 2.2.4). *Erstens* entroutinisieren Netzwerkmedien bestehende Traditionen und recht fest verankerte Denkmodelle, vor allem mit Bezug auf die Beschaffenheit von Kommunikationsprozessen – und damit z. B. auch dominante Rollenverständnisse von ‚Gatekeeping‘ usw. (vgl. Heinrich, 2011; Winter, 2006a). *Zweitens* verändern Netzwerkmedien, wie jede Medienentwicklung (vgl. Abbildung 8),

<sup>61</sup> Digitale Netzwerkmedien firmierten technologisch akzentuiert zunächst unter dem komplexitätsreduzierenden Begriff „Web 2.0“, mittlerweile werden sie populär unter „Social Media“ gefasst, ein Terminus freilich, der den Blick dafür verstellt, dass Medien als kulturelle Mittler immer schon sozial waren (vgl. Winter, 2013, S. 332).

die dominanten Macht-, Kontroll- und Repräsentationsverhältnisse, die dem Kommunikationsprozess je nach Mediengruppe eingeschrieben sind. Aufgrund der Entwicklung von Netzwerkmedien als Ressourcen, deren Aneignung relativ einfach und kostengünstig ist, wird eine ‚Machtverlagerung‘ von ressourcenstarken Organisationen hin zu gewöhnlichen Leuten konstatiert (vgl. exempl. Castells, 2009). *Drittens* erhöhen global verfügbare Netzwerkmedien maßgeblich die Konnektivität bislang räumlich und zeitlich getrennter Kontexte und treiben so die Beobachtung und den wechselseitigen, transnationalen Fluss und Austausch von Wissen sowie die Entstehung einer neuen kulturellen Verbundenheit und neuer Beziehungen über die Grenzen von z. B. Nationalstaaten (vgl. die Beiträge in Hepp, Krotz, Moores & Winter, 2006). Durch die globalen Flüsse von Kommunikation und die neuen Konnektivitäten können soziale Praktiken innerhalb kürzester Zeit eine räumliche Verbreitung und einen Grad an Institutionalisierung erreichen, welche unter Bedingungen von Primär- oder Sekundärmedien undenkbar gewesen wären. So kommt es, strukturationstheoretisch gesprochen, zu einem immer stärker beschleunigten Import von neuem Wissen und neuen Strukturen in bestehende Praxiskonstellationen (sog. *Spillover*-Effekte). Dem praxistheoretischen Verständnis folgend, zirkulieren und distribuieren Netzwerkmedien als Träger von Kommunikation also gewissermaßen *vorgängig* die Elemente sozialer Praktiken (Regeln und Ressourcen) über die Grenzen von relativ klar abgrenzbaren Konstitutionszusammenhängen hinaus (vgl. auch Shove et al., 2012, S. 55). Während Sekundär- bzw. Druckmedien soziale Praxis von *face-to-face*-Konstitution lösen konnten, schaffen digitale Netzwerkmedien – weit darüber hinausreichend – einen quasi-ortlosen „Raum der Ströme“ (*spaces of flow*), der fluide und global, damit kaum noch in klassische Gebilde wie Nationalstaaten unterscheidbar ist (Castells, 2003 [1996], S. 479–484). Hierdurch wird Kommunikation nochmals *unabhängiger* von Raum und Zeit, es entsteht eine neue Form von Unmittelbarkeit:

„Heute ist die Vermittlung von Gesellschaftlichkeit in Prozesse eingebunden, die durch neue medientechnologische Verbundenheit und ortlose Flows von Orientierungen und Informationen bestimmt – nicht determiniert – sind“ (Winter, 2006a, S. 46).

*Viertens* können neue Netzwerkmedien *in einer konkreten Praxis* als Ressourcen in soziale Praktiken einbezogen werden. Sie sind dann beispielsweise Träger ‚encodierter‘ öffentlicher Kommunikation im Sinne Halls (1999 [1980]) – und somit mitunter Medienprodukte – oder aber Ressourcen für die Zusammenarbeit und die Konstitution von sozialen Kollektiven wie Organisationen, Netzwerken usw. Digitale Netzwerkmedien sind, wie empirisch für die Musikwirtschaft gezeigt wurde, demnach nicht allein Mittel der Verbreitung von Kommunikation, sondern besitzen eine Doppelfunktion, da sie gleichzeitig zusammenarbeitsfördernde „... Kommunikationsmittel zur Überwindung der Unwahrscheinlichkeit von Kommunikation“ (Paulus & Winter, 2014, S. 136) – oder „post-industrial means of production“ (Alexander, 2015, S. 17)

– darstellen. Sie ermöglichen es, soziale Praktiken gewissermaßen als mediale vermittelte Praktiken gemeinsam zu bewerkstelligen, ohne dazu auf Seiten der Akteure notwendigerweise denselben physischen Ort oder eine Gleichzeitigkeit der Aktivitäten voraussetzen. So erklärt sich die neue Relevanz der Konzepte der „zeitlosen Zeit“ und des „ortlosen Ortes“ (vgl. Castells, 2003 [1996], S. 431–526).

### **2.3.3 Zwischenfazit: Wie Medien- und Kommunikationswissenschaften die Praxistheorien erweitern**

Praxistheorien berücksichtigen die spezifische Rolle von Medien und Kommunikation in Praxiskonstellationen nur unzureichend. Eine Studie, die Journalismus als öffentlich-mediale Kommunikation konzeptualisiert, muss diese Leerstellen mit rezenten Theorieentwicklungen der Disziplin adressieren, um die allgemeine Sozialtheorie auf den Diskussionsstand des Gegenstandsbereiches zu heben. In diesem Kapitel wurde daher ein um medien- und kommunikationswissenschaftliches Wissen erweiterter Theorierahmen vorgeschlagen.

Zwar darf Medienentwicklung praxistheoretisch nicht als ‚primal cause‘ für Gesellschaftswandel gedacht werden; ein antireduktionistischer und multiperspektivischer Theorierahmen verbietet eine solche Akzentuierung. Allerdings sollte die Entwicklung der Medien auch nicht, darauf weist schon Giddens (1990; 1997) prominent hin, in ihrer Bedeutsamkeit unterschätzt werden, wie dies so häufig in der Soziologie geschieht (vgl. Winter, 2008). Was sind die wichtigsten Beiträge der Medienentwicklungstheorie zum praxistheoretischen Bezugsrahmen, die in diesem Kapitel expliziert wurden?

1. Eine Vermittlung mit medien- und kommunikationswissenschaftlichen Ansätzen hat es erlaubt, den Kommunikationsprozess insofern zu differenzieren, als dass seine spezifischen Momente und Kontexte unterschieden werden konnten. Dieses disziplinäre Wissen ermöglicht es, den Fokus der Studie – reflektiert und begründet – auf einzelne Akteure und auf einen Moment/Kontext des Kommunikationsprozesses zu richten, dadurch eine mögliche ‚Eskalation‘ der strukturationstheoretischen Forschung, die selbst keine gegenstandsgebundenen Selektionskriterien kennt, zu unterbinden.
2. Indem die Praxistheorie medienpezifisch erweitert wurde, konnte die herausragende Rolle von Medien in der Konstitution von Sozialität herausgearbeitet werden. Je nach Medienensemble in einer fokalen Praxiskonstellation unterscheiden sich die Wege der Hervorbringung dieser sozialen Praxis eklatant, beispielsweise mit Blick auf die Überwindung und Entgrenzung von Raum und Zeit. Neue Medien bilden zentrale Bedingungen und Voraussetzungen für gesellschaftliche Veränderung, weil sie diese Art und Weise der Hervorbringung von Gesellschaft auf eine neue Grundlage stellen können.

3. Dies wurde vor allem anhand der kontemporären Entwicklung digitaler Netzwerkmedien gezeigt: Werden sie von Akteuren aufgegriffen, entwickelt und institutionalisiert, so steigern sie die Eingriffs- und Teilhabemöglichkeiten von Nutzern und neuen Unternehmern in ganz erheblichem Maße, entlinearisieren und reorganisieren den Kommunikationsprozess, betreiben dadurch eine EntROUTINISIERUNG bestehender Denktraditionen mit Bezug auf Rollen, Regeln usw., tragen zur Verschiebung von Machtverhältnissen bei und katalysieren globale Flows von Praktiken und ihren Elementen. Die Medien- und Kommunikationswissenschaften sensibilisieren dafür, die heute immer mehr soziale Praktiken, die den Alltag von Menschen prägen, überhaupt erst im Umgang mit und unter Zuhilfenahme von Medien bewerkstelligt werden können – und wie daraus auch neue Formen von Organisation resultieren.

## 2.4 Zusammenfassung

Dieses Kapitel hat zunächst einige ideengeschichtliche Zugänge zum Journalismus anhand ihrer Leistungsfähigkeit für die hier unternommene Untersuchung geordnet und kursorisch diskutiert. Demnach kapriziert sich ein überwiegender Teil der gegenwärtigen Journalismusforschung auf die Erklärung von Aussagenentstehung in relativ fixen Organisationskontexten. Neue Organisationen spielen in diesen Ansätzen, wenn überhaupt, nur als zusätzliche Variablen in der Erklärung von Output-Varianz eine Rolle. Untersuchungen der Berufsfeldforschung erhellen, in Abhängigkeit von ihrer jeweils konkreten Ausgestaltung, mögliche Handlungs- und Einstellungsänderungen individueller Journalisten. Es gelingt ihnen jedoch, so wird kritisiert, zumeist nicht, diese Einzelergebnisse auf einer Strukturebene zu synthetisieren. Luhmanns Theorie sozialer Systeme setzt zwar an dieser Ebene an – im Gegenzug schränkt sie jedoch das Verständnis von Wandel durch theoriekonstitutive Vorannahmen, insbesondere den Ausschluss von Handelnden, zu restriktiv ein. Sowohl akteurs- als auch strukturbezogene Untersuchungen setzen forschungspragmatische Schwerpunkte, die einen jeweils eigenen Reduktionismus und blinde Flecken zur Folge haben. Integrative Theorien, allen voran neuere praxistheoretische Ansätze, versuchen dieses ‚soziologische Vermittlungsproblem‘ durch die Einführung rekursiver Konstitutionsverhältnisse zwischen Handeln und Struktur aufzulösen. Da sie eine permanente prozessuale Genese des Sozialen annehmen, rechnen sie nicht nur stets mit der Stabilität sozialer Ordnung, sondern auch mit ihrer Veränderung – mit diesen Ansätzen lassen sich Dynamik und Transformation von Gegenstandsbereichen, so wurde argumentiert, angemessener fassen.

Als Ergebnis dieser Diskussion wurde ein strukturationstheoretischer Bezugsrahmen vorgeschlagen, welcher sich in jüngerer Zeit innerhalb der Journalismus- und

Organisationsforschung als eine fruchtbare Perspektive erwiesen hat und der mit aktuellen praxistheoretischen Überlegungen vermittelt wurde. Praxis- und Strukturations- und Strukturtheorie gibt Werkzeuge an die Hand, mit denen die prozessuale – intendierte oder nicht-intendierte – Herausbildung von Neuordnung aus dem Zusammenspiel von Handlung und Struktur erfasst werden kann. Gerade im Rahmen der rapiden Veränderung von Untersuchungsgegenständen (wie vermutlich auch dem hier betrachteten) kann sie als ein elaborierter, in verschiedenen Kontexten erprobter Analyserahmen gelten. Begriffe und Beobachtungsinstrumente, die im zurückliegenden Kapitel tief gehend als Sozialontologie entfaltet wurden, werden in den folgenden Kapiteln für die Beschreibung neugegründeter Organisationen im Journalismus in Anschlag gebracht.

Dabei gilt es, die Leitprinzipien des praxistheoretischen Beobachtungsmodus sensibilisierend aufzunehmen, ohne sie ‚mit Gewalt‘ in die Analyse zu drängen. Handlungs- und Strukturebene werden in der rekursiven Denkfigur der Dualität von Handeln und Struktur verschränkt, sodass die in dieser Studie als relevant identifizierten Analyseebenen in ihrer spezifischen Verbundenheit abgetragen werden können. Auf der ‚Handlungsebene‘ wird von kompetenten Akteuren ausgegangen, deren Kompetenz ihren Ausdruck vor allem in Wissens- und Reflexionsfähigkeit findet. Ihre Schranken liegen in der nur handlungspraktischen Verankerung großer Teil des Wissens, in Routinen und Traditionen. Daher rechnet jede strukturationstheoretische Analyse mit unintendierten Folgen sowie nicht erkannten Bedingungen dieses Handelns. Auf der ‚Strukturebene‘ werden zugleich Beschränkung wie Ermöglichung erwartet. Die Akteure beziehen sich in ihrem Handeln auf die kognitive, normative und die Herrschaftsordnung und reproduzieren durch ihre Praxis diese Ordnung in aktualisierter oder modifizierter Form. Wandel wird so nicht nur als von Akteuren geschöpfte Veränderung von Werten und Normen, sondern auch von grundlegenden Bedeutungsstrukturen (Signifikation) und von materiellen Ressourcen verstanden. Konkret manifestieren sich das Zusammentreffen und die Vermittlung von Handeln und Struktur in empirisch beobachtbaren sozialen Praktiken. Nicht alles Handeln wird dabei als soziale Praktik gewertet, sondern nur wiederkehrende, überindividuell feststellbare Sequenzen, die – über Raum und Zeit gebunden – mitunter zu Praxiskonstellationen avancieren. Soziale Praktiken stehen im Zentrum der strukturationstheoretischen Forschung, wie sie die Grundelemente der strategischen wie auch der institutionellen Analyse bilden. Auch eine Betrachtung des Journalismus, die dieser Forschungslogik folgen will, muss soziale Praktiken in das Zentrum ihres Erkenntnisinteresses rücken.

Ordnung ist in der Praxistheorie nie etwas Feststehendes, sie muss stets temporär bleiben. Weil die Welt, wie sie in der Strukturationstheorie sichtbar wird, fortlaufend im Fluss ist, sich damit kontingent und veränderbar zeigt, ist eine Kritik am Gegebenen möglich. Durch das Wissen um Veränderbarkeit, werden vermeintlich

natürliche Strukturen, die festgelegt scheinen, es aber keineswegs immer sind, überwunden.

In der Kritik des Giddens'schen Ansatzes wird deutlich, dass eine Übertragung der strukturationstheoretischen Perspektive auf konkrete Situationen des Journalismus eine demgegenüber sensible Ontologie entfalten muss, die kontextspezifische soziale Praktiken erfasst. Zur angemessenen Bearbeitung des Gegenstandsbereiches wird eine allgemeine Denkfigur nicht ausreichen. Das Gestell von Praxis- und Strukturationstheorie wurde daher disziplinär anschlussfähig mit Blick auf rezente Befunde der Medien- und Kommunikationswissenschaften und hier vor allem der Medienentwicklungstheorie erweitert. Diese Ansätze haben die besondere Bedeutung von Medien und Kommunikation herausgearbeitet und differenzierte Kategorien für ihre Analyse vorgeschlagen.

Indem ich mich im Folgenden konsequent auf die in diesem Kapitel vorgestellten Theoriebausteine beziehe, strebe ich an, einige der Prozesse innerhalb des Gegenstandsbereiches deutlicher ausleuchten zu können. Dazu werden auch Ansätze und empirische Erkenntnisse der eingangs vorgestellten Journalismusforschung integriert.



Die Neuordnung des Journalismus

Eine Studie zur Gründung neuer Medienorganisationen

Buschow, C.

2018, XXI, 425 S. 32 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-18871-9